Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 40 | Marburg i. H., den 6. Oktober | **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Jesus. Gedicht — Jesus hat ein Herz für Menichenglück. Eine dänische Predigt — Autorität und Freiheit. Fr. W. Foerster. Erste Hälfte — Völkerschicksal. Gedicht — Der Neuvitalismus von Hans Driesch — Die Theologische Fakultät der Universität Berlin — Die Kirchen auf! — Verschiedenes: Wer antwortet?; Wilhelm von Humboldt in seinen Briefen (Sell); Friedrich Nietzsches Brief an Peter Gast (Gast); Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche (Bernoulli); Ibsen, Björnson, Nietzsche (Weinel); Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra (Weichelt); Luther in den Wandlungen seiner Kirche (Stephan); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Jesus

Komm! Laß mich nicht so lange nach Dir rufen.
Laß mich nicht bangen, daß Du mich nicht hörst.
Ich sah Dich stehn auf weißen Marmorstufen,
Jesus, wie Du mit beiden Händen mich beschwörst.

Du sahst auch mich. Und über jene Menge
Der lang Verstorbenen ergriffst Du mich.
Du zogst mit Deinem Blick mich durchs Gedränge.
Vor Deine Augen mußt ich nahen, dicht vor Dich.

Du hast das Herz mir aus der Brust genommen.
Ich schrie Dich an: Du hast mich in der Hand! —
Und wo ich dann von Dir bin hingekommen,
Ein Fremdling, fremd war ich in jedem Land.

Wo bist Du, Jesus, daß mein Herz ich finde?
Ich suche mich, und bin durch Dich verstört.
Komm! Schon hab ich geschrieen in die Winde
Um Dich, weil doch mein Herz Dir einmal zugehört.

Fritz Philippi

Jesus hat ein Herz für Menschenglück

Eine dänische Predigt über Matth. 7, 22—29.

Man darf von vornherein davon ausgehen, daß eine Persönlichkeit wie Jesus Christus, die den Menschen so innerlich wohl will und durch ihr ganzes Leben — ja, am meisten durch ihren Tod — bewiesen hat, daß das zeitliche und ewige Heil der Menschen ihr vor allem im Sinne lag, auch das tiefste Interesse für das gehabt hat, was wir in alltäglicher Rede Glück heißen.

Wir finden denn auch diese Erwartung bestätigt in der Predigt, die wir Bergpredigt nennen und die in so mancher Hinsicht als Jesu Programm zu betrachten ist. Die Bergpredigt treibt in ihrem Anfange und in ihrem Schluß geradewegs auf dieses Ziel: das Menschenglück zu fördern. Sie beginnt mit den bekannten Seligpreisungen, wo Er die selig preist, die da geistlich arm sind, die da Leid tragen, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, und Andere mehr. Diese Seligpreisungen sind ebensoviele Anweisungen, wie Menschen glücklich werden können, und Verheißungen dafür, daß der Herr die glücklich machen will, welche diesen seinen Anweisungen folgen. Er kommt in diesen Seligpreisungen dem uns Menschen einwohnenden Glückstrieb entgegen, erstickt ihn nicht, legt ihm keinen Riegel vor, sondern ordnet ihn ein, lenkt ihn in die rechte Bahn, — sowie er überhaupt alle andern dem Menschen einwohnenden Triebe und sehnsüchtigen Bedürfnisse ordnet und regelt. Er leitet des Menschen Glückstrieb in die Richtung auf das höchste Gut, Gott, und verheißt seinen Jüngern in Ihm eine Seligkeit — das heißt ein tiefes, bleibendes Herzensglück, welches die Welt nicht geben, aber ebensowenig nehmen kann.

Und dies gleiche Interesse für Menschenglück können wir auch beobachten am Schluß der Bergpredigt, — in dem Gleichnis von den zweien Männern, welche jeder sein Haus bauten, der eine auf Sand, der andere auf Fels, und deren Häusern es so grundverschieden ging, da Wind und Wasser über sie kamen. Hier gibt er seinen Jüngern Anweisung, wie sie in ihrem Leben das Unglück durchhalten könnten, ohne darunter zu erliegen.

Kein Zweifel, daß Jesus bei diesem Wolkenbruch, der fiel, dem Hochwasser, das kam, dem Sturm, der blies und wider das Haus anstürmte, an solche Ereignisse gedacht hat, die wir in täglicher Rede „des Lebens Unglücksfälle" nennen, — diese plötzlichen Zusammenbrüche und unabwendbaren Katastrophen, die alles mit sich fortspülen auf ihrem Weg. Eine Krankheit, die plötzlich eines Menschen Lebenskraft und Arbeitsfähigkeit lähmt, ein wirtschaftlicher Verlust, der jäh einem Menschen den bisher so sicheren Lebensunterhalt nahm, — ein Todesfall, der das Liebste und Beste von uns riß und uns in eine Tiefe von Trauer und Leid versenkt, daran dachte Jesus, als er von Wolkenbrüchen, Hochwassern und Stürmen redete. Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt solcher Art Ereignisse im Menschenleben Unglücksfälle — und wir nehmen diese Redeweise an, um verstanden zu werden. Im Neuen Testament herrscht — bezeichnender Weise — ein anderer Sprachgebrauch, welcher ausdrückt, daß der Herr seine Absicht und Pläne hat mit solchen Ereignissen in unserm Leben. Für frommes Denken und geweihte Rede steht fest, daß es eigentlich nur ein Unglück gibt — die Sünde. Sie ist ohne Vorbehalt und Deutung das eigentliche Unglück! Wer einen Damm aufwerfen will wider das Unglück, der dämme zuerst auf wider die Sünde, aus der alles „Unglück" quillt. Aber um verstanden zu werden, wollen wir uns des gewöhnlichen, weltlichen Sprachgebrauchs bedienen bei unsrer Deutung von Wolkenbruch, Hochwasser und Sturm.

Wie hilft uns Gott, wenn solches über uns kommt? Mit wenig Worten kann seine Hilfe wider die Unglücksfälle des Lebens so ausgedrückt werden: Nicht drum herum, sondern hindurch! Nicht drum herum — das würde nur den Charakter schwächen, seine Widerstandskraft herabdrücken, seinen Lebenstrieb herabdämpfen. Aber hindurch! Das gibt Kraft und Tüchtigkeit zum Leben!

Es ist Niemand, der bewahrt bliebe vor den Unglücksfällen des Lebens, — auch nicht der Fromme. Es scheint ja zuweilen, als ob es einige Wenige gäbe, besonders begünstigte Menschen, — Sonntagskinder pflegt man sie zu nennen — deren Leben so wunderbar friedlich, licht und leicht verläuft: vor des Lebens Unglücksfällen scheinen sie bewahrt zu bleiben. Dazu

haben sie eine wunderliche nicht beneidenswerte Gabe, ihre Augen zu schließen vor dem Unglück Anderer, sodaß auch dieses nicht ihr scheinbar so vollkommenes Glück zu stören vermag. Solcher Sonntagskinder gibt es nicht viel, — und wir tun gewiß klug ihnen gegenüber uns der Worte eines alten Weisen zu erinnern: Preise Niemanden glücklich, ehe er im Grabe ruht.

Auch die frommen und gottesfürchtigen Menschen bleiben nicht von solchem Unglück verschont. Es ist eine alte, eingewurzelte weltliche Denkgewohnheit, daß Gottesfurcht ein Universalmittel gegen alle Zufälle des Lebens sein müsse. Wir finden diese Sinnesart im Buche Hiob; sie kommt zu Worte durch Hiobs Freunde, die lästigen Tröster, für die es über allen Zweifel erhaben feststand, daß niemals soviel Unglück über Hiob gekommen wäre, wenn er ein wirklich gottesfürchtiger Mann gewesen wäre. Die gleiche Denkweise taucht empor in Gesichtskreise Jesu anläßlich des Galiläermordes durch Herodes und des unglücklichen Zusammensturzes des Turmes von Siloah (Luk. 13, 1 ff.).

Jesus weist diese Denkweise mit großer Energie zurück. Wir dürfen gewißlich davon ausgehen, daß solche Unglücksfälle kommen werden oder doch wenigstens kommen können über uns alle, Gläubige und Ungläubige, Gottesfürchtige und Gottlose, Sonntagskinder und Alltagskinder. Erst wenn wir uns diese Möglichkeit vor Augen halten, kann unser Herz sich der Hilfe öffnen, welche uns der Herr bietet im Gleichnis von den zwei Männern, die sich Häuser bauten, der eine auf Sand, der andere auf Fels. Gott will uns durch die Zufälle dieses Lebens hindurch helfen, wenn sie über uns kommen, — aber wie?

Er ermahnt uns, tief zu graben, sodaß wir Felsengrund unter unser Leben bekommen, unser Leben gut fundamentiert bekommen. Lukas hat in seiner Wiedergabe des Gleichnisses (6, 48) einen kleinen feinen Zug: Wer zu mir kommt und hört meine Rede und tut sie, der ist gleich dem Menschen, der ein Haus baute und grub tief und legte die Grundmauer auf den Fels. Dieses: tief-graben ist der Ausdruck für eine Arbeit, welche durch alle lockeren Schichten des Lebens hindurchdringt und nicht abläßt, bevor der Spaten auf festem Boden klirrt. Dieses einzige Feste, das sich zum Fundament eines Menschenlebens eignet, ist Gottes Wort, — das Gottes-Wort, dessen unvergängliche Festigkeit Jesus so manches Mal bezeugt hat, und dem Geschlecht auf Geschlecht von Gläubigen das Zeugnis gegeben hat: dies ist das Einzige, was hält! Ein solches Tief-Graben fordert einen Ernst, eine Selbstvertiefung und Lebensverwertung, die uns Tage und Jahre kosten kann, — aber das lohnt sich, denn dadurch gewinnt das Menschenleben eine Festigkeit, die alle Wolkenbrüche, Hochwasser und Stürme überdauert.

Hat man tief gegraben und festen Grund unter sein Leben bekommen, dann gilt es solide auf dem Grund in die Höhe zu bauen. Es gilt, Gottes Wort zu tun. Diese Gottesworte sind uns nicht nur gegeben sie zu hören, — auch nicht nur zuweilen darnach zu handeln — sondern dafür, daß wir sie tun. Jedes einzige Gottes Wort, welches wir aus dem Munde unsers Herrn Jesu haben, ist ein ewiger Gottesgedanke, ein Lebensgedanke, der getan, umgesetzt sein soll in Tat und Charakter. Gottes Wort ist Gottes Wille, der durch sein Vollzogen-werden übertragen werden soll in Menschenwillen. Dadurch schaffen wir den festen, mutigen, männlichen Charakter, der den festen Grund unter den Füßen hat, und so imstande ist, des Lebens Stürme durchzukämpfen.

Die Hilfe, tief zu graben und solid zu bauen, ist Gottes Hilfe wider die Unglücksfälle des Lebens.

Emil Albeck

Autorität und Freiheit

— Friedrich Wilhelm Foerster —

„Noch hat es in der Welt keinen starken religiösen Glauben gegeben, der nicht an irgend einem entscheidenden Punkt sich auf eine äußere Autorität berufen hätte. Nur in den blassen Ausführungen der Religionsphilosophen oder in den polemischen Entwürfen protestantischer Theologen wird ein Glaube konstruiert, der seine Gewißheit lediglich den eignen inneren Momenten entnimmt. Diese sind unzweifelhaft die Kraft seines Daseins und seiner Erhaltung. Aber sind nicht Bedingungen nötig, unter denen diese Kraft wirksam wird?“ — so hat Adolf Harnack in seiner Dogmengeschichte den Glauben Augustins charakterisiert, um die höhere Einheit zwischen Freiheit und Tradition, „Protestantismus“ und Katholizismus bei dem großen Afrikaner zu finden (vergl. Christliche Welt 1898 Nr. 30 Sp. 706 ff.). Man könnte die Worte auch als Motto setzen über das neue Buch von Friedrich Wilhelm Foerster: Autorität und Freiheit, Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche. (Kempten und München, J. Kösel 1910. 192 S. 2,50, gebunden 3,25 Mk.) Denn sie sind der Grundgedanke seines Buches, nur daß es sich bei dem Züricher Pädagogen nicht wie bei Harnack um die Konstatierung einer historischen Tatsache handelt, vielmehr um ein ethisches Postulat. Harnack als Historiker begnügt sich mit der Feststellung: ohne äußere Autorität kommt kein starker religiöser Glaube aus, Foerster als Ethiker fordert: Weil es ohne Autorität nicht geht, so muß sich der sittliche Mensch der Autorität beugen. Und zwar ist diese Autorität, ganz allgemein gesprochen, die Kirche. Was aber Harnack die „eignen inneren Momente“ des religiösen Glaubens nannte, faßt sich für Foerster, wiederum ganz allgemein gesprochen, im Begriff Individualismus zusammen. Kirche und Individualismus sind so die beiden Brennpunkte seines Buches, jene die Autorität, diese die Freiheit repräsentierend, und es gilt, die beiden Brennpunkte so zu verknüpfen, daß das wohlgefügte Ganze einer Ellipse entsteht. Die Kritik des Buches ist mit einer Kritik dieser beiden Grundbegriffe gegeben.

1

Foerster empfindet lebhaft, daß die „zwei größten Mächte, die am Aufbau einer echten Kultur zusammenwirken müssen“, Autorität und Freiheit, gegenwärtig gegeneinander arbeiten und in hartnäckigem Kampfe sich immer weiter in ihre Einseitigkeit hineinsteigern. Der moderne Individualismus will souverän, absolut unbeschränkt sein, in ethischer wie religiöser Selbstherrlichkeit macht er, was er will, impressionistisch, emanzipiert, das Triebleben schrankenlos bevorzugend, flach-optimistisch, selbstsüchtig, ohne Selbsterkenntnis — eine ganze Stufenfolge von Kennzeichen stellt Foerster auf und charakterisiert sie ungemein fein und tief; man spürt es der Wärme seiner Worte an, wie der Pädagoge, der Menschheitserzieher im höchsten Sinne sein will, gelitten hat und noch leidet unter den Irrwegen seiner Brüder. Und daß Foerster hier einen wunden Punkt moderner Kultur und Bildung trifft, leidet keinen Zweifel. Es ist richtig, wenn er von der „Herrschaft des absoluten Dilettantismus spricht auf einem Gebiete, auf welchem die Notwendigkeit konzentrierter Vertiefung ganz besonders hervortritt.“ Und seine Frage: „Befinden wir uns in der Tat nicht schon in einem Zustand, in dem der Mensch in den entscheidendsten Grundfragen seines Daseins ganz von der Hand in den Mund lebt, von seiner Eintagserfahrung, von Gedanken, die so nebenbei in den Pausen der Berufsarbeit erzeugt werden, fern von der Einsamkeit, aus der allein alle großen Einsichten kommen?“ dürfte, wenn auch nicht absolut, so doch sicher relativ zu bejahen sein. Es hat in der Tat, wie Foerster in anderer Wendung formuliert, die Auflösung der alten Autorität, die Emanzipation des weltlichen Lebens von einer großen und festen Tradition zunächst einen Zustand geschaffen, in dem das Leben wieder seinen chaotischen Impulsen folgt: — Troeltsch drückte das einmal auf einer Eisenacher Versammlung der Freunde der Christlichen Welt drastisch so aus: „Es wackelt Alles!“ Und mit seiner Herausstellung einer starken intellektualistischen Neigung der Gegenwart trifft Foerster wiederum das Richtige. Kurz, sein Ausgangspunkt heischt Zustimmung.

Aber nun die Folgerungen: langsam vorgehend zieht sie Foerster. Kann es genügen, wenn in den tiefsten Fragen seines Daseins der Mensch ganz auf sein beschränktes Denken und seine fragmentarische Lebenserfahrung gestellt wird? Darf er verpflichtet werden, „nichts als wahr gelten zu lassen, was er nicht aus sich heraus sofort verstehen und nachprüfen kann?“ „Wenn jeder Beliebige seinen individuellen Nonsens der Erfahrung der

Jahrhunderte, dem consensus sapientium, gleichberechtigt entgegenstellt, werden dann nicht notwendig die Schwätzer das große Wort führen und mit ihrer vielstimmigen Sophisterei die wahre Weisheit gar nicht zu Worte kommen lassen?" Dem kann nur entgegengetreten werden durch Rückkehr zur Autorität, die Foerster sogleich mit religiöser Autorität gleichsetzt. Denn die angebliche Autorität der Wissenschaft ist keine; religionslose, philosophische Ethik, mögen sie auch ein Paulsen oder Höffding vertreten haben, ist „Illusion". Die „Seher" vermitteln auf sittlichem Gebiete die tiefere Erkenntnis, nicht die bloßen Denker! „Man kann ein Stubengelehrter und Bücherphilosoph ersten Ranges sein, und doch in Lebensfragen ewig ein großes Kind bleiben!" Der Autorität aber jener „Seher" oder, wie sie auch heißen, „wahrhaftig Heiligen und Weisen" müssen wir uns in den Grundfragen der Lebensdeutung beugen. „Wahres »Freidenken« besteht nicht darin, daß man sich von den Ansichten der Andern emanzipiert, sondern darin, daß man von seiner eigenen Beschränktheit frei wird." Aber die Autorität der Seher und Weisen schränkt sich noch weiter ein, indem sie alle überstrahlt werden durch die Persönlichkeit Christi. „In ihr finden wir alle Bedingungen am vollkommensten erfüllt, die das Lebensproblem, seiner innersten Natur nach, an die Erkenntnis stellt." Und wenn die von Christus sich lösende Kultur nicht längst zusammengebrochen ist, so liegt der Grund in einem Nachwirken der religiösen Autorität trotz allem. In dem, was als sogenannte humane Basis z. B. einer Kulturmoral ausgegeben wird, steckt viel mehr Christliches, als man gemeinhin eingesteht.

Aber, so wirft Foerster selbst ein, opfere ich nicht meine geistige Selbstbestimmung, wenn ich mich einer Autorität unterwerfe? Nein, die ehrfurchtsvolle Zurückhaltung meines eigenen Urteils ist die erste Vorbedingung einer wirklichen Erweiterung meines Horizontes, wirkliche Befreiung und wirkliches Wachstum persönlicher Kraft ist untrennbar mit der Anerkennung einer unverrückbaren Autorität verbunden. Man hat gut sagen: Quidquid fit contra conscientiam, aedificat ad gehennam (Was gegen das Gewissen geschieht, liefert einen Baustein zur Hölle), aber „ohne die untrügliche Richtschnur ewiger Wahrheiten fehlt dem individuellen Gewissen jede zuverlässige objektive Korrektur"; es kann Kreaturenstimme sein, was sich als Stimme Gottes ausgibt. Ehrfurcht ist der Beginn der Befreiung. „Wir müssen zuerst die ungeheure Distanz zwischen dem weltdurchdringenden Ueberblick Christi und unserm Horizont erkennen und in unserer ganzen geistigen Haltung zum Ausdruck bringen, erst dann kann das Neue in uns eindringen." — Credo ut intelligam! (Erst glauben, dann erkennen) so hat es zu heißen; Lernen von überlegener Einsicht. Eine ganze Erkenntnistheorie liegt in der Forderung der Pythagoräer, jahrelang schweigen zu müssen, ehe man ein wahrer Jünger der Weisheit werden kann. Läßt man die religiöse Autorität auf sich wirken, sie „wecken" und „ordnen", so spürt man ihre befreiende Kraft, und die Versöhnung von Autorität und Freiheit ist gefunden, eben in dieser inneren Förderung.

Aber die Autorität wird noch enger umgrenzt. Christus ist uns in den Evangelien überliefert, die Evangelien aber sind der Mißdeutung ausgesetzt, denn sie „tragen in sich viele scheinbare Widersprüche, viele Tiefen und Geheimnisse, die den führerlosen Leser ratlos lassen, ihn verwirren oder dazu verleiten, seine eigenen Einseitigkeiten und Liebhabereien hineinzuinterpretieren." Die Sekten zeigen, wieviel „Narrheiten, Einseitigkeiten und Irrtümer man mit Bibelsprüchen zu decken gesucht hat." Christus darf nicht dem individuellen Urteil preisgegeben werden, denn dann wird er verhöhnt, verleugnet und ans Kreuz geschlagen, es kann dann höchstens einzelne Bekenner Christi geben, aber keine christliche Kultur. Der dem individuellen Urteil preisgegebene Christus wird „auf das bloß Menschliche zurückgeworfen", er wird „orientalischer Sozialist oder ein bedeutender Ethiker oder ein rührender Menschenfreund", aber nicht das, wonach die Menschheit „lechzte", Inkarnation göttlicher Vollkommenheit, es entsteht vielmehr eine „zudringliche Kameradschaft mit dem Zimmermannssohn von Nazareth." Das ist ein Herunterziehen Christi zu uns, wir bedürfen aber eines Hinaufgerissenwerdens zu ihm, dem Christus in seiner ganzen Universalität und Majestät, nicht dem „mit den Fetzen unserer Sterblichkeit behängten." Diesen ganzen Christus aber gibt die Kirche, die sich auf den ununterbrochenen Zusammenhang der Tradition stützt. Hier ist Sicherheit und feste Kontinuität, darum auch Ueberlegenheit gegenüber jeder sonstigen Autorität.

Damit ist Foerster am Ziele angelangt: die für den Menschen erforderliche Autorität ist die kirchliche. Ihre innere Berechtigung ist „die unbestreitbare Tatsache, daß es eine Reihe von Lebensproblemen gibt, denen der bloße individuelle Verstand ohne Lebenserfahrung, ohne Menschenkenntnis, ohne Führung durch die Tradition überhaupt nicht gewachsen ist." Setzt die Kirche dem freien Denken gewisse Grenzen, so sind sie nicht künstlich oder böswillig gezogen, vielmehr in der Natur der betreffenden Objekte gegeben. „Bloßer Philologenverstand" reicht z. B. einfach zum Bibelverständnis nicht aus. Nur Demut kann da helfen, Einsicht in die Kleinheit des winzigen Menschenverstandes, darum Unterwerfung unter die Kirche; sie ist „nicht ein Opfer des Intellektes, sondern ein Opfer der Arroganz." In den Fragen der religiös-sittlichen Erkenntnis gilt auch für den Intellekt das Wort: „Stirb und werde!" Nietzsche zeigt, wohin die intellektuelle Selbstherrlichkeit führt. Hingegen, was hat die Kirche in ihrer jahrhundertelangen Erziehungsarbeit für wissenschaftliche Kultur geleistet! Wenn es Probleme gibt, die eine soziale Organisation der Erkenntnis verlangen, so ist die Kirche die berufene Organisation dafür. Von einem prinzipiellen Gegensatz der kirchlichen Autorität zur wissenschaftlichen Objektivität ist keine Rede, „die Kirche will nur die Einhaltung der Grenze zwischen Wissenschaft und Religion bewachen." Beweis: Pasteur, den seine Kirchlichkeit nicht hinderte, wissenschaftlicher Forscher zu sein. „Vertiefung in die Tradition bedeutet nicht etwa, auf eigenes Denken und Beobachten verzichten, es bedeutet nur, die eigene Arbeit auf einer höheren und breiteren Basis gesicherter Wahrheiten beginnen."

Aber ist nicht die Unterwerfung unter die geistige Autorität einer Universalkirche der Tod jedes nationalen Staates? Nur scheinbar, meint Foerster, denn indem die Kirche als ethische Macht den Menschen ganz auf das Werk der innersten Erlösung von der Selbstsucht konzentriert, erhält der Gehorsam gegenüber der staatlichen Ordnung ganz neue Motive aus den Tiefen der geistigen Persönlichkeit. Als charakterbildende Macht ist die Kirche staatserhaltende Macht. „Denn ohne die Macht des persönlichen Gewissens bleibt der Staat nur eine organisierte Horde!" Mit dem englischen Kardinal Manning bekennt sich Foerster zu dem Satz, daß die Kirche die Mutter aller freien Nationen war. Hingegen eine omnipotente Demokratie „wird dem Individuum gegenüber immer in Cäsarenwahnsinn verfallen, wenn ihm nicht Christus mit allen seinen Ansprüchen an die Menschenseele gegenübertritt, Christus nicht nur als Geist, sondern auch verkörpert in einer ehrwürdigen, völkerumspannenden Institution, die seine Ansprüche in ganzer Stärke und Höhe bewahrt." Der Staat kann schlechterdings nicht ohne die Kirche bestehen, er darf sie aber auch nicht tyrannisieren, sondern muß ihr Freiheit lassen für die Entfaltung ihrer ethischen und religiösen Kräfte.

So scheint nach allen Seiten hin Recht und Notwendigkeit der kirchlichen Autorität auf religiösem, sittlichem und sozialem Gebiete sichergestellt. Ist sie es wirklich?

Gibt man zu, daß Individualismus schrankenloser Subjektivismus ist, so haben Foersters Folgerungen ihr volles Recht. Daß der Individualismus das sein kann, gegenwärtig sogar in starkem Maße ist, gestanden wir zu, aber muß er es sein? Ist nicht vielmehr diese Fassung des Individualitätsbegriffes eine Verzerrung? Ist die wahre Individualität, und die wahre Persönlichkeit nicht ganz etwas Anderes? Wir haben es doch als Ethiker nicht an vornehmster Stelle mit den „pathologisch Geschwächten und Gefährdeten" zu tun, für die „eine feste und anerkannte Autorität mit ihren unverrückbaren Forderungen geradezu die Repräsentation des Normalen, die große Suggestion aus der Welt der Gesundheit, der rettende Halt inmitten aller Schwankungen ihres nervösen und seelischen Zustandes" ist (darin hat Foerster völlig Recht), vielmehr mit dem normalen

Persönlichkeitsideale, zu dem wir erziehen wollen. Ist aber da die freie Selbstsetzung und Selbstbestimmung ein „ewiges Vagabundieren und Experimentieren?“

Foerster stellt es so dar, als wenn diese Selbstsetzung ein völliges Hinwegsetzen der Individuen über die Jahrhunderte wäre, ein Bestimmen „nach Gutdünken“, ein „Zerpflücken des Großen, um es der eigenen Kleinheit anzupassen“, ein Benutzen dessen, was in den eigenen Kram paßt. Das aber ist grundfalsch. Eine wirklich ethisch verfahrende Persönlichkeit handelt niemals so. Sie hat als vornehmsten Leitsatz die Ehrfurcht vor der Vergangenheit, vorab vor dem Großen der Vergangenheit und ist bereit von ihnen zu lernen; bei einem ernsten Lernen aber tritt der eigene Kleinkram zurück und der Blick ist auf den Lehrer gerichtet. Diese Ehrfurcht ist ein Verzicht auf die eigene Subjektivität zunächst, ganz gewiß, aber sie ist doch nicht die Beugung unter die Autorität, wie sie Foerster fordert, sie ist ein Verzicht mit dem Vorbehalt selbständiger Prüfung, sobald die nötige Reife da ist. Diese Reife aber unterscheidet den Mann vom Jüngling, wer sie nicht erreicht, der bleibt mit seinem iurare in verba magistri zeitlebens ein unreifer Student.

Foerster verweist auf die Notwendigkeit der Autorität für die Bibelinterpretation. Gerade hier läßt sich die Verzerrung des Individualitätsbegriffes bei ihm schlagend zeigen. Welcher Exeget operiert denn „mit dem bloßen gesunden Menschenverstande“, welcher auch — das steht schon etwas höher — mit „dem bloßen Philologenverstand?“ Wo ist die radikale Bibelkritik „Alleinherrschaft des emanzipierten Intellektes?“ Wo kann „jeder mechanisierende Kopf, jeder Famulus Wagner und jeder Philister sich auf Grund solcher Methoden zum überlegenen Interpreten der tiefsten Lebens- und Seelenfragen machen?“ Wer nur ein wenig unsere wissenschaftlichen Bibelexegeten kennt, weiß, daß von all dem keine Rede sein kann, es handelt sich nicht um subjektive Einfälle, sondern um den Ernst einer Wissenschaft, die in Achtung und Ehrfurcht vor der Tradition auf neu einströmende Fragen selbständig prüfend Antwort sucht. Wir wollen doch wahrhaftig Nietzsche und Arthur Drews, die Foerster heranzieht, nicht zu Normalexegeten der Bibel machen!

Die Autoritätsfrage ist eine außerordentlich schwierige. Schoell hat sie in dieser Zeitschrift (1909 Nr. 40, 41) eingehend klargelegt,*) für mein Empfinden noch zu stark „autoritär“, aber zwei seiner Grundgedanken möchte ich durchaus unterschreiben: 1. es ist falsch, auf dem Gebiete persönlichen Christentums Beugung unter Autorität und Selbständigkeit, Bindung und Freiheit als ausschließende Gegensätze zu fassen; 2. evangelisches Christentum ist in der Tat das Christentum der religiösen und sittlichen Selbständigkeit. Gegen beide Grundsätze aber verstößt Foerster: indem er Freiheit als schrankenlosen Subjektivismus faßt, gegen den ersten, und indem er zuvörderst die Unterwerfung unter die Autorität Christi oder der Kirche fordert, gegen den zweiten. Das von Schoell dargelegte rechte Verhältnis von Autorität und Freiheit, das niemals die religiöse und sittliche Selbständigkeit vergißt, wird ersetzt durch den Gehorsamsakt der Unterwerfung unter eine von außen erscheinende Autorität, mit andern Worten: Foersters Autoritätsbegriff ist der katholische, und nicht der protestantische.

Das ist ganz deutlich, auch wenn die ausdrückliche Bezugnahme auf das Credo ut intelligam nicht da wäre. Foerster redet von „der untrüglichen Richtschnur ewiger Wahrheiten“, von der „Stimme Gottes“, den „maßgebenden Bekennern Christi“, der „Inkarnation göttlicher Vollkommenheit“, von „Festlegung der Wahrheiten durch die tiefsten Seelen“, als wenn das Alles sichere Größen wären, und eine frevle Vermessenheit, sie nicht anerkennen zu wollen. Ja, ist denn dem so? Liegen hier nicht die allerschwierigsten Probleme des evangelischen Christen? Freilich nur des evangelischen; der Katholik hat sie alle entschieden, kennt sie überhaupt nicht als Lebensfragen; seine Kirche hat die Wahrheit; die Kirchenväter sind die „maßgebenden Bekenner Christi“, Christus die Inkarnation Gottes, wer darf da zweifeln?! Der Protestant — ich setze vorsichtiger hinzu: der moderne Protestant, bei den Reformatoren liegt die Sache verwickelter, ihr Autoritätsbewußtsein ist weit stärker, ohne daß sie doch hier ganz katholisch dächten, vgl. Schoell a. a. O. — lehnt die Selbstverständlichkeit dieser Autoritäten ab, er verlangt, auch Christus gegenüber, daß der Anspruch auf Autorität sich bewähre, ehe er sich ihr unterwirft. Es ist katholisch empfunden, wenn Foerster ohne Weiteres das sacrificium intellectus fordert unter jene Mächte. Ein Luther in Worms ist von da aus undenkbar.

Walter Köhler

*) Vgl. auch den Artikel „Autorität“ von Arnold Meyer in dem Lexikon Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Band 1.

Völkerschicksal

Der Geist der Welten stand am Tor der neuen Zeit.
Vor ihm drei Frauen, seine Kinder, wegbereit.
Er sprach zur ersten, die entschlossen vor ihm stand:
„So schreit in die Jahrhunderte, das Weltenland
Erwartet dich, mit wagemutiger Hand ergreif
Und halt ihn fest zu Land und Meer, den Königsreif.“
Die andre nahte schon mit leichtem Tänzerschritt.
„Geh froh hinaus, mein Kind, nimm meinen Segen mit.
Vor vielen andern sei du in der Welt geliebt,
Weil deine leichte Hand ihr Schmuck und Feinheit gibt.“
Zur dritten dann, die schweigend noch in Sinnen stand:
„Mein liebes Kind, du wirst auf harten Pfad gesandt.
Ich seh dich schmuckberaubt und blutend mühsam schreiten,
Das harte Kämpfen um die Seele mußt du streiten.“
Und sieh — in ihrem Auge eine Träne stand,
Sie neigte sich herab und küßte seine Hand.
Dann schritt sie durch das Tor. Der Weltgeist sah ihr nach,
Aus seinem mitleidvollen Blick ein Leuchten brach:
„Noch ahnest du es nicht: ein jeder Tropfen Blut,
Den du vergießest, kommt der ganzen Welt zu gut,
Bis einst aus allem Leid, das deine Seele müht,
Ein unvergleichlich düftereicher Frühling blüht,
Und hinter Flammen, die in Wittenberg entglühn,
Erleuchten Sterne über Weimar und Varzin.“

Gerhard Heine

Der Neuvitalismus von Hans Driesch

Philosophie des Organischen. Giffordvorlesungen. 2 Bände. Leipzig, Engelmann 1909. 348 und 409 S. 17 Mk. Drieschs Hauptwerk. — Zwei Vorträge zur Naturphilosophie. Ebenda 1910. 38 S. 80 Pfg. Kurze Zusammenfassung der Gedanken des Hauptwerks.

1

Ein stark ausgeprägter bedeutender Grundsatz findet immer einen ebenso starken Widerspruch; wenn er dank diesem Gegner Platz gemacht hat, pflegt er, gereinigt und besser begründet, wieder zu erscheinen; denn auch der Gegner hatte seine Einseitigkeiten und darum seine ihm zugemessene Zeit. Auf dem Boden der Biologie ist es dem Vitalismus, der Lehre von der allen organischen Wesen innewohnenden selbständigen Lebenskraft, so ergangen. Sie konnte bei ihrem Auftreten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einer streng naturwissenschaftlichen Kritik nicht standhalten; darum verfiel sie und wurde durch eine materialistisch-mechanistische Auffassung der Lebensvorgänge abgelöst, die das Leben als nichts anderes denn als die Auswirkung bekannter physikalisch-chemischer Gesetze zu erklären strebte. Nun ist aber die Zeit der Alleinherrschaft dieser Theorie auch wieder vorbei. Wir haben nun eine Erscheinung auf dem Gebiet der gegenwärtigen Biologie, die man Neuvitalismus nennt. Ist als ihr Vertreter hauptsächlich Reinke bekannt, so hat man doch alle Ursache, auch die Arbeit von Hans Driesch kennen zu lernen, der Vielen als der Führer dieser Bewegung gilt. Mit großer Kenntnis der Naturvorgänge und mit guten philosophischen Mitteln ausgerüstet, nimmt er eine Stellung auf dem Boden der für denkende Christen so wichtigen

Biologie ein, die uns darum nicht weniger wertvoller sein wird, weil er selbst keine religiösen Interessen dabei an den Tag legt.

2

Für Driesch steht im Mittelpunkt seines Denkens die Entelechie, als der Naturfaktor, der die entscheidenden Lebensvorgänge bestimmt.*) Ihn als unentbehrlich zu ihrer Erklärung nachzuweisen, ist die erste Aufgabe seiner Untersuchungen; die zweite besteht dann darin, begreiflich zu machen, daß die Entelechie sich nicht nur mit unserm gesamten naturwissenschaftlichen Denken verträgt, sondern daß sie einen notwendigen Bestandteil unsers ganzen Denkens bildet. Der erste Teil dieses Beweises ist aber indirekt: es kommt darauf an zu zeigen, daß keine andre Erklärung der Naturvorgänge genügt, besonders nicht die mechanistische. Denn Driesch stellt die unentrinnbare Wahl auf: die Naturvorgänge lassen sich entweder nach der Analogie einer Maschine oder sie lassen sich nur mit dem Begriff der Entelechie erklären — tertium non datur. Darum ist es sein Bemühen, in verschiedenen Lebensvorgängen einen „Rest" aufzuweisen, der jeder mechanistischen Erklärung spottet; dann ist es aber unausweichlich, Eigengesetzlichkeit für diese Lebensvorgänge anzunehmen, und damit ist die Annahme des Neuvitalismus bewiesen.

Drei Beweise bringt er dazu bei, indem er die Biologie von der Formenlehre an bis zu den menschlichen Handlungen hin untersucht. Seinen ersten Beweis findet er in der Lehre von der Bildung der Formen. Er beruht auf folgender Tatsache, die Driesch ausführlich, auch an der Hand von Zeichnungen beschreibt. Embryonale und erwachsene Tierformen aus allen Gruppen des Tierreichs sind imstande, beliebig gewählte Bruchstücke ihrer Organisation zu einem verkleinerten Ganzen umzuarbeiten. So schildert Driesch z. B. Versuche am Ei des Seeigels. Er hatte die zwei ersten Zellenblasen des sich bildenden Eies von einander getrennt. Und was beobachtet er im Gegensatz zu andern Forschern, die dasselbe getan hatten? Es bildeten sich beide Teile zu je einem selbständigen und vollständigen, wenn auch kleinern Seeigel aus. Daraus schließt er Folgendes. Es läßt sich keine Maschine vorstellen, die dieselbe bleibt, wenn man ihr beliebige Teile nimmt oder solche in eine andre Lage bringt. Darum muß etwas Besonderes in dem Organismus sein, was in diesen Vorgängen der Formbildung tätig ist, und dieses Etwas nennt Driesch im Anschluß an Aristoteles Entelechie. Sie allein erklärt die merkwürdigen Ordnungsbeziehungen zwischen den einzelnen Teilen des alten und denen des neuen Organismus. — Fast überbesonnen erscheint es, wenn Driesch in seinen weiteren Untersuchungen keinen entscheidenden Wert auf die bekannte Erscheinung legt, daß eine große Anzahl von Lebewesen imstande sind, Störungen ihrer Organisation, etwa den Verlust eines Auges oder des Schwanzes, oder Störungen ihrer Funktion, etwa das Eindringen von giftigen Stoffen, durch eine Tätigkeit zu beseitigen, die gar nicht in dem gewöhnlichen Verlauf des Lebens angelegt erscheint, aber sofort in der klügsten Weise einsetzt, wenn jene Störungen eintreten. Gustav Wolff legt darauf großen Wert, in diesen Regulationen und Anpassungen Etwas wie eine Seele in den Lebensvorgängen zu finden. Driesch dagegen will es nicht unbedingt ausgeschlossen sein lassen, daß hier doch eine Maschine feinster Arbeit am Werke ist.

Dagegen findet er einen zweiten Beweis in den Tatsachen der Vererbung. Das Ei eines Lebewesens spaltet sich bei seiner Entwicklung, indem ein Teil auf die Herstellung des Einzelwesens verwandt wird und der Rest als „Anlagekapital" für dessen Nachkommen wieder in den Eiern des neuen Lebewesens erscheint. So geht das immer weiter. Es kommt immer derselbe Organismus zum Vorschein. Nun ist es aber gar nicht zu denken, daß Etwas wie eine Maschine in dem Ei verborgen sei; denn eine Maschine, die sich immer wieder teilen ließe und doch dieselbe bliebe, ist undenkbar. Von großem Wert sind für uns die kritischen Ausführungen über die Deszendenzlehre, die sich an diesen Abschnitt über die Vererbung anschließen. Der Abstammungslehre kommt es nämlich immer darauf an: sie will die Verschiedenheit der Lebewesen erklären, wie es die Formenlehre mit ihren allgemeinen und gleichen Eigenschaften zu tun hatte. Darwinismus und Lamarckismus sind nun die Haupttypen dieser Versuche; legt der erste den Hauptnachdruck auf die Beeinflussung durch die äußern Einflüsse der Umgebung, so der zweite auf innere Faktoren der Organismen selbst. Wer sich je einer dieser Ansichten gefangen gab, wird staunen über die Schärfe der Kritik, die Driesch beiden zuteil werden läßt. Eine klarere und überzeugendere Kritik ist mir nicht bekannt. Ihr Ergebnis ist aber, daß es kein rationales System der Lebewesen gibt, wie es doch die Abstammungslehre liefern sollte. Jedenfalls ist Eines klar: das Prinzip der Umwandlungslehre, des Transformismus, hat nichts mit den Mitteln der Formbildung zu tun, denen die Einzelwesen ihre Entstehung verdanken, wie es jene Lehren behaupten. Vielmehr ist es wiederum die Entelechie, die die verschiedenen Gestaltungen der Arten ins Leben ruft. So steht Driesch dem Gedanken der Evolution sehr zweifelnd gegenüber; als einziges Beispiel eines zusammenhängenden Geschichtsverlaufs ist uns nur unsre Menschheitsgeschichte genauer bekannt; sie zeigt uns aber keine solche Evolution, wie es die Abstammungslehre behauptet; darum wird es mit ihr auch sonst nichts auf sich haben.

Der dritte Beweis macht uns beinahe lachen: er analysiert die menschliche Handlung und sucht aus ihr zu zeigen, daß jede Erklärung versagt, die von einer gegebenen physikalisch-chemischen Beschaffenheit, etwa des Hirns, ausgehen will. Für die „Handlung" ist es nun bezeichnend, daß auf Grund einer Reaktionsbasis, die von außen geschaffen und geschichtlich geworden ist, ganz eigentümlich bestimmte Wirkungen ebenso eigentümlichen von außen kommenden Reizen zugeordnet werden — so umständlich muß man es ausdrücken, was wir einfacher so sagen: ich richte mich mit dem, was ich tue, nach dem, was ich beobachte und daraufhin zu tun habe. Das kann aber ganz unmöglich eine noch so feine Maschine leisten. Darum müssen wir Etwas als die Ursache dieser Zuordnungen annehmen, was außerhalb der physikalisch-chemischen Zusammenhänge liegt; und das nennt Driesch: „Psychoid". Dieser Begriff, der uns recht komisch vorkommt, ist natürlich für Driesch nur vorläufig und hypothetisch gültig; das geht aus den ausführlichen Erörterungen über psychophysischen Parallelismus und über den Unterschied zwischen Mensch und Tier hervor, in den diese Analyse der Handlung ausläuft.

Ist so die Entelechie als ein entscheidender Bestandteil der Natur postuliert und mittelbar erwiesen worden, so ist nun noch folgende Aufgabe zu lösen: sie muß dem ganzen Umfang unsres Denkens als notwendig eingegliedert werden. Zu dem Zweck wird sie zuerst begrifflich zu fassen gesucht: sie ist die Fähigkeit, einen Organismus als einen kombinierten Körper typischen Stils aufzubauen; es ist also mit ihr ein gewisses Vermögen verbunden, das Ganze vor seinen Teilen zu erfassen und auf es hinzustreben. Darum muß man sie so denken, daß man sie mit einer gewissen Analogie von Wissen und Wollen ausstattet; so „weiß" doch gleichsam der Körper, daß irgend eine von ihm aufgenommene Substanz ihn vergiften wird, wenn er die bekannten Antikörper bildet, die jene außer Kraft zu setzen vermögen. Die Entelechie ist aber als eine „intensive Mannigfaltigkeit" zu denken, d. h. sie enthält die mannigfaltigen Elemente der Natur in der Weise, daß sie weder räumlich nebennoch zeitlich nacheinander sind, sie hat sie vielmehr gleichsam ideell in sich beschlossen. Sie ist also etwas Aehnliches wie Platos Idee, raum- und zeitlos, und doch die Hervorbringerin von räumlich und zeitlich bestimmten Wirkungen. Das alles also ist sie: eine Art von wissender und wollender Seele, eine Art von „Idee" und doch ein Naturfaktor elementarer Art. Darum ist sie weder bloß eine Energie noch eine Kraft, weder Intensität noch Konstante im eigentlich naturwissenschaftlichen Sinn; sie gleicht also keinem der Prinzipien, die sonst in der anorganischen Natur von der Naturphilosophie aufgestellt werden. Sie ist eben Entelechie, nämlich Etwas von völlig eigner Art.

*) Der Ausdruck Entelechie findet oben im Weiteren seine Erklärung. Es ist ein Grundbegriff der Aristotelischen Philosophie und bedeutet dort das Form und Dasein gebende Prinzip jedes Dinges. Entelechie ist das, wodurch ein Gebilde mehr ist als die Summe seiner Bestandteile. D H

Sie bezieht sich auf den Raum, ist aber nicht im Raum; darum gehört sie zwar zur Natur, ist aber doch etwas ganz Besondres in ihr. Was ist sie denn? Eine Kausalität? Nein, aber sie kann die Kausalität in der Natur aufheben. Ist sie eine Substanz? Nein, ihr Dasein hängt von nichts Materiellem ab. Sie leitet ja die Vererbung, darum hat sie keinen Anfang und kein Ende. Aber sie ist vielleicht in dem Sinn eine Substanz, daß sie auf nichts Andres zurückgeführt werden kann, also eine Substanz im allgemeinsten philosophischen Sinn.

Die Antwort auf diese Frage gibt nun der Abschluß des ganzen Systems. Hier bringt Driesch die Grundzüge seiner eigentlichen Naturphilosophie, die sich an den Kritizismus von Kant anschließt. Er will auf nichts Geringeres hinaus, als darauf, die Entelechie unter den Schutz der Kategorieen, der heiligen Schöpferinnen unsrer Außenwelt, zu stellen. Dann wäre sie ja freilich genügend legitimiert. Zu den wesentlichen Kategorieen (Ding-Eigenschaft, Ursache-Wirkung) wollte schon Eduard von Hartmann eine dritte hinzufügen, nämlich das Verhältnis von Mittel und Zweck. Das wäre also eine Kategorie der Teleologie. Driesch aber möchte lieber statt dieses Verhältnisses ein allgemeineres aufnehmen, nämlich das Verhältnis des Ganzen zu seinen Teilen. Darum nennt er diese seine neue Kategorie Individualität, ein Name, dessen Sinn und Recht nicht gleich einleuchtet. Sie dient ihm aber dazu, das Ganze in seinen Teilen erkennen und im Werden die Ganzheit erscheinen zu lassen; das ist ja grade für Driesch das Kennzeichen der Entelechie. In dieser Weise sucht er die Entelechie kategorial zu verankern; dann müßte ja allerdings der menschliche Geist, ebenso wie er Dinge mit ihren Eigenschaften und wie er Ursachen mit ihren Wirkungen sieht, auch noch in der Weise die Außenwelt ansehn, daß er sie mit dieser Denkform „Entelechie“ auffaßt. So kommt die ganze Erörterung zu einem Abschluß, der unüberbietbar ist; denn es ist ja gezeigt, daß die im vitalistischen Geschehen vorliegende Naturwirklichkeit einem A priori, also einem Schema des Werdens entspricht, das auf Grund logischer Forderungen und auf Grund unsres Wissens vom Raum konstruiert war. Was anders ist damit gezeigt, als daß der Vitalismus eine dem Denken zugängliche und eine das Denken befriedigende Lehre ist? So ist die Aufgabe gelöst, und der Vitalismus vor dem Denken und für das Denken gerechtfertigt.

3

An drei Punkten setzt unsre Kritik ein. Driesch sagt I 244, daß der Beweis für die Autonomie der Lebensvorgänge für gewisse Zweige der individuellen Formbildungslehre erbracht sei, „vielleicht“ für alle. Dieses „vielleicht“ befriedigt sehr wenig; jedenfalls wird es die Forschung immer weiter treiben, ähnliche Beweise auch für andre als die angeführten Klassen des Tierreichs zu suchen. Oder wir müssen noch ausführlicher und bestimmter hören, daß, wenn solche autonomen Vorgänge an einem Teil der Lebewesen nachgewiesen sind, dann, gemäß der Zusammengehörigkeit alles Lebendigen, dieser Beweis vermöge der Analogie auch für alles Lebendige Stich hält. Die Hereinziehung der menschlichen Handlung fügt zu jenen Vorgängen aus dem niedern Tierreich einen solchen aus der höchsten Gattung; der Raum zwischen beiden ist uns aber noch beunruhigend groß. Die Entelechie als Naturfaktor auszugeben, will uns selbst dann als ein leiser Rückfall in die bekämpfte Anschauung vorkommen, wenn der Begriff der Natur möglichst weit genommen wird. Die psychische Seite an diesem Doppelwesen Entelechie wird sich vielleicht noch mehr Geltung zu verschaffen haben. Endlich bedarf die Verankerung der Entelechie noch weiterer Arbeit. Der Ausdruck „Individualitätskategorie“ bezeichnet ja zwar eine Seite derselben, auf die es Driesch ankommt, nämlich daß das Ganze idell vor seinen Teilen da ist, womit ja schon der Mechanismus beseitigt wird; aber sollte nicht doch der Ausdruck Finalität besser bezeichnen, worum es sich handelt, nämlich die Kategorie unseres Geistes, die neben der Substanz und der Kausalität, unabhängig von aller Erfahrung unser Auffassen und Wahrnehmen der Welt bestimmt? Grade dieser letzte Punkt erfordert noch große Weiterarbeit; Driesch ist daran, seine neue Kategorie den alten Kantischen gegenüber und mit ihnen selber zu rechtfertigen. Gegen die Grundlage des Ganzen, nämlich die Wahl zwischen Entelechie und Mechanismus, sehe ich kein Bedenken, zumal wenn in der vorsichtigen Weise von Driesch nicht sofort Maschine und Leben, sondern Maschine und Nicht-Maschine einander entgegengesetzt werden, und dann gefolgert wird, daß dieses Nicht-Maschinelle am besten nach Analogie des Psychischen gefaßt werden kann.

4

Die Bedeutung der Arbeiten von Driesch für uns Theologen und Christen ist, wie schon angedeutet, um so größer, als er gar keine Absicht hat, wie etwa Reinke, eine solche zu gewinnen. Auch Dennert ist, trotz all seiner Verdienste, aus demselben Grunde für uns nicht so wertvoll wie Driesch. Wir müssen immer wieder darauf hinweisen, daß für Driesch die Durchforschung der Natur nicht ein Mittel war, um gewisse religiöse und philosophische Stellungen zu widerlegen; sondern jene war sein Ausgangspunkt, und die natürliche Folge seiner Arbeit war die Bestreitung des Mechanismus. Sein großes Buch spiegelt genau seine Entwicklung wieder, die ihn von der Naturwissenschaft zur Naturphilosophie geführt hat. Darum ist es für uns von Wert, daß er mit der mechanistischen Naturerklärung nicht auskommt, sondern wie Reinke nach irgendwelchen Kräften nicht-mechanischer Art sich umsieht. Darum bedeutet Driesch für sehr viele von uns Theologen auch eine heilsame Kur: haben wir uns mit dem Mechanismus, den wir aller Orten vorgefunden hatten, so abgefunden, daß wir ihn idealistisch und theistisch deuteten, um ihn mit unserm Gottesglauben verträglich zu machen, so kann uns Driesch darüber hinaushelfen. Er wagt es, man könnte sagen, diese rein subjektivistische Deutung objektiv zu machen, indem er Seelisches in die Naturwelt selbst hineinträgt und damit den strengen Zusammenhang zwischen den rein materiellen Atomen sprengt, in dem sonst Gott und Seele ersticken müßten. So gewinnen wir die Aussicht, Gott und die Seele nicht mehr bloß vor den Fluten des Mechanismus auf die höchste Spitze des Berges, auf unsre Deutung retten zu müssen, sondern fester in dem Gegebenen Fuß fassen zu lassen. Denn die Arbeit von Driesch drängt überall in das Metaphysische, also in das Gebiet dessen hinein, „was von uns unabhängig ist“; scheint es auch, als ob sie darin aufginge, die Entelechie als Naturfaktor zu postulieren, um sie dann erkenntnistheoretisch zu rechtfertigen, überall, wo die Entelechie mit ihrem primären Wissen und Wollen steckt, schaut doch Metaphysisches herein; denn wahrnehmbar ist es ja nicht, nur seine Folgen sind es. Man wird immer an Schopenhauers „Willen“ erinnert, der ja freilich ganz ausdrücklich metaphysischen Zwecken dient. Und schließlich gibt es doch für uns keine andre wirkliche Erklärung der Welt als eine solche, die Etwas als die sie beherrschende Macht annimmt, was dem am verwandtesten ist, was wir an uns am besten kennen, und das ist gerade unsre Seele. Ob nun diese Erklärung mit Seelischem das eigentliche Wesen der Dinge selbst trifft oder ob sie nur die beste gleichnishafte Analogie ist, um es zu fassen, das ist die schwere Frage; ich halte das Letztere für wahrscheinlich, sodaß dann Aehnliches mit Aehnlichem, und nicht Gleiches mit Gleichem erkannt würde. Von diesen nach der Analogie des Seelischen gefaßten Naturkräften aus aber gehen die Gedanken weiter: weist ihr Dasein und ihre Fülle nicht auf eine ihnen übergeordnete Entelechie hin, die sie alle zusammenhält und leitet, wie sie die Geschehnisse der Natur leiten? Dann müßte natürlich diese übergeordnete Entelechie als eine Mehrheit von Psychoiden gedacht sein. Mit andern Worten, wir kommen dann auf Wege, die, gemäß der Typologie der Geschichte der Philosophie, auf Leibniz führen, der auch seine Monaden in Gott zusammengefaßt hat. Es sei fern von uns, Driesch irgendwie auf solche Bahnen zu drängen; fürchtet jetzt schon die mechanistische Naturwissenschaft, er könne mit der Entelechie auf einmal wieder das „Wunder“ einschmuggeln, so möchten wir am liebsten aus seinem Mund das Wort Gott nicht hören, zumal da es dann doch nur, um mit A. Ritschl zu sprechen, das naturphilosophische Gestell der alten Scholastik wieder herstellte, an das wir die für uns wichtigsten Erkenntnisse doch erst heranbringen müßten. Wir wollen zufrieden sein,

wenn er uns ein Doppeltes leistet: er macht für unsere großen Grundkräfte, Gott und die Seele, Luft in der Welt und macht uns zugleich Mut, die Naturwelt nicht mehr bloß zu deuten, womit wir so leicht im Illusionismus stecken bleiben, sondern wirklich zu erklären, also über unser Bewußtsein hinauszugehn.

Friedrich Niebergall

Die Theologische Fakultät der Universität Berlin

Ich darf auf das freundliche Interesse der Leser hoffen, wenn ich zur Jubelfeier der Berliner Universität ihnen aus der Geschichte der Theologischen Fakultät etwas erzähle. Studieren doch seit Jahren im Winter etwa 15 Prozent aller evangelischen Studierenden Deutschlands in Berlin und im Sommer etwa 12—13 %. Bei dem raschen Wechsel aber (nur die Brandenburger bleiben in der Regel länger als zwei Semester), darf man annehmen, daß etwa ein Fünftel bis ein Viertel sämtlicher deutscher evangelischer Theologen dauernd oder zeitweilig die Universität Berlin bezieht. So ist neben Halle, Leipzig und neuerdings Tübingen die theologische Fakultät daselbst, die Frequenz anlangend, die einflußreichste in Deutschland. Im Wintersemester steht sie gewöhnlich an der Spitze der evangelischen Fakultäten und in Bezug auf ausländische Theologen nimmt sie stets die erste Stelle ein.

Ich beginne mit einigen statistischen Angaben, die die Geschichte der Fakultät beleuchten. Blicken wir zunächst auf die Ordinarien:

Die Fakultät bestand am Anfang aus Schleiermacher, De Wette, Marheineke und Neander; heute zählt sie zehn Ordinarien: Weiß [emer.], Kleinert [emer.], Harnack, Graf Baudissin, Kaftan, Seeberg, Deißmann, Holl, Mahling, Lehmann. Die Zahl der ordentlichen Lehrstühle hat sich also verdoppelt. In der ganzen Zwischenzeit haben nur noch 14 Ordinarien an ihr gewirkt. Denn sie hat bisher überhaupt nur 28 Ordinarien in ihrer Mitte gesehen. Diese verhältnismäßig kleine Zahl erklärt sich daraus, daß Berlin Endstation ist. Es haben an der Fakultät gewirkt Steinmeyer 46 Jahre, Hengstenberg und Twesten je 43 Jahre, Strauß 38 Jahre, Neander 37 Jahre, Marheineke 36 Jahre, Pfleiderer 33 Jahre, Schleiermacher und Dillmann je 25 Jahre. Von den jetzt lebenden wirken Kleinert bereits 46 Jahre, Weiß 34 Jahre und Kaftan 28 Jahre bei uns. Nitzsch, Dorner und Semisch haben eine Wirksamkeit von 21 bezw. 22 bezw. 23 Jahren gehabt. Nur De Wette, Lehnerdt, Niedner, von der Goltz, Bäthgen und Schlatter sind kürzere Zeit tätig gewesen. Diese Stabilität der Fakultät fällt für ihre Eigenart ins Gewicht und hat ihre Geschichte beeinflußt. Die Zahl der Extraordinarien und Honorarprofessoren betrug im Ganzen etwa 40. Unter ihnen haben einige einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt; erinnert sei vor allem an Tholuck, Vatke, Piper.

Der besondre Stolz der Fakultät sind ihre Privatdozenten, sowohl der Zahl nach als der Bedeutung, die Viele von ihnen später gewonnen haben. Habilitiert haben sich in den hundert Jahren bei ihr mehr als 80 Privatdozenten. Die Fakultät im Unterschied von manchen anderen hat ihre Tore jungen Gelehrten stets weit offen gehalten. In den Jahren 1837—39 z. B. wirkten als Privatdozenten hier neben einander Philippi und Bruno Bauer! Gegenwärtig lehren als Professoren an deutschen evangelischen Fakultäten außerhalb Berlins 17 ehemalige Berliner Privatdozenten, nämlich in Halle (Voigt), Breslau (Wobbermin, Gennrich und Hönnicke), Bonn (Grafe), Kiel (Baumgarten), Marburg (Jülicher), Göttingen (Titius), Leipzig (Heinrici), Tübingen (Karl Müller), Jena (Thümmel und Weinel), Rostock (L. Schulze), Straßburg (Nowack), Wien (Lösche und Beth), Basel (P. W. Schmidt). Zu diesen 17 ehemaligen Privatdozenten kommt noch Dibelius sen., der in einem hohen Kirchenamte in Dresden steht, von der Goltz jun., der Direktor eines Predigerseminars ist, und — Prof. Lämmer-Breslau, ein Schüler Hengstenbergs, der sich im Jahre 1857 bei uns habilitierte, bald darauf katholisch wurde und zu den namhaftesten katholischen Kirchenrechtslehrern zählt. Lämmer ist der älteste Berliner theologische Privatdozent, der noch am Leben ist; ihm folgt L. Schulze-Rostock (1859); beide haben bereits das 50 jährige Jubiläum der Universität als Dozenten erlebt.

Die Theologische Fakultät hat in den 100 Jahren etwa 120 junge Gelehrte zu Lizentiaten der Theologie promoviert und etwas über 60 verdienten Männern die Würde eines Doktors der Theologie erteilt. Die Zahl für die Lizentiaten ist nicht hoch, wenn man bedenkt, daß die Fakultät über 80 Privatdozenten aufgenommen hat.

Das Rektorat haben Theologen vierzehnmal bekleidet (Juristen 18 mal, Mediziner 17 mal, Philosophen 51 mal). Da Twesten dreimal, Marheineke zweimal Rektor gewesen ist, so haben außer ihnen noch neun Theologen diese Würde erhalten, nämlich Schleiermacher (1815/16), Strauß, Nitzsch, Dorner, Dillmann, Kleinert, Pfleiderer, Harnack, Kaftan. Nicht gewählt wurde Hengstenberg und Neander durfte man nicht stören.

Was die Zahl der Studierenden anlangt, so will ich die Leser nicht mit vielen Ziffern langweilen, wohl aber ein paar Daten geben, aus denen sie sich leicht eine Kurve zeichnen können:

Wintersemester	1817/18	117	Theologen
„	1830/31	641	„
„	1852/53	168	„
„	1862/63	432	„
„	1874/75	134	„
„	1889/90	800	„
„	1894/95	486	„
„	1898/99	412	„
„	1903/04	331	„
„	1909/10	367	„

Welche Verschiedenheiten! Die Kurve zeigt drei Höhepunkte (1830/31, 1862/63 und 1889/90) und drei Tiefpunkte (1852/53; 1874/75; 1903/04). Eine leichte Aufwärtsbewegung ist in den letzten Jahren zu bemerken, die aber noch wenig bedeuten will. Was den großen Abstieg seit 1889/90 betrifft, so ist zu bemerken, daß derselbe nicht nur proportional der allgemeinen Abnahme des theologischen Studiums, sondern auch noch etwas günstiger ist. Die Bedeutung bezw. der Einfluß der Fakultät hat sich also in den letzten 20 Jahren, gemessen an dem der anderen theologischen Fakultäten, nicht verringert, ist vielmehr, auf die Zahlen gesehen, etwas gestiegen. Der dritte Tiefpunkt ist also nur absolut ein solcher, nicht relativ. Dagegen bezeichnen die Jahre 1852/53 und 1874/75 wirkliche Tiefpunkte. Wie sind sie zu deuten? Erklären ist leicht, richtig zu erklären ist schwer! In Bezug auf den ersten Tiefpunkt bin ich ratlos und möchte meine unsicheren Vermutungen nicht vortragen; dagegen kann kein Zweifel sein, daß an dem zweiten die ungenügende Zusammensetzung der Fakultät eine Hauptschuld trug. Nachdem aber von dem Minister Falck im Jahre 1875 Pfleiderer, im Jahre 1876 Weiß und im Jahre 1877 Kleinert als Ordinarien berufen worden waren, hob sich die Frequenz der Fakultät — freilich stark unterstützt vom allgemeinen Aufschwung des theologischen Studiums — sehr schnell und nach einigen Jahren nahm sie wieder die erste Stelle unter den theologischen Fakultäten Deutschlands ein.

Diese Daten müssen hier genügen, einige Bemerkungen zur Geschichte der Fakultät mögen folgen.

Voran stehe die dogmatische Disziplin; denn in Berlin hat sie stets die Hauptrolle gespielt, nicht nur als Erbschaft des großen Theologen, der 25 Jahre hindurch der Theologe Deutschlands gewesen ist, sondern auch weil die Zahl der älteren Studenten in Berlin stets größer ist als die der jüngeren. Was Schleiermacher der Fakultät, der Berliner Universität und der Wissenschaft bedeutet hat, das zu erzählen muß ich mir versagen. Die Hauptsachen sind allgemein bekannt; Neues aber wird man aus Lenz' „Geschichte der Berliner Universität" erfahren. Hier wird man auch hören, welchen Verfolgungen in den traurigen Zeiten Preußens der große Theologe ausgesetzt war, wie man ihn belauert hat und wie nahe daran es war, daß er — abgesetzt worden wäre! Schleiermacher darf zu den

Mitstiftern der Berliner Universität gerechnet werden; nicht nur W. von Humboldts, sondern auch sein Geist ist in dem Plane und den Ordnungen der Universität zum Ausdruck gekommen. Die Theologische Fakultät, deren Statut er verfaßt hat, rühmt sich noch immer seine Fakultät zu sein! Neben ihm stand als Dogmatiker Marheineke — neben ihm und in steigendem Maße wider ihn; denn Marheineke trat bald auf Hegels Seite als einer seiner begeistertsten, wenn auch nicht durch Klarheit ausgezeichneten Anhänger. Aber was ihm an Klarheit abging, muß er durch die Kraft der Aussprache und die Würde seiner Persönlichkeit vor den Studenten ersetzt haben. Der Gegensatz Schleiermacher-Marheineke war an der ganzen Universität bekannt. Für die Lernenden war es ein Vorteil, beide Männer hören zu können, und es gab nicht Wenige, die sich zu Marheineke und zu Hegel stärker hingezogen fühlten als zu Schleiermacher. Schleiermachers Lehrstuhl nahm Twesten ein und hat ihn viele Jahrzehnte hindurch inne gehabt. Man durfte mit Recht große Hoffnungen auf ihn setzen, als er das Lehramt in Berlin im Jahre 1835 antrat, und doch hatte er den Höhepunkt seiner produktiven Entwicklung damals schon überschritten. Es ist schwer, diesem Schüler Schleiermachers, der sich, einem innern konservativen Zug nachgebend, immer mehr von ihm entfernte, gerecht zu werden. Wie viele herrliche Blüten zeigte dieser junge Baum — man lese die pietätvolle Biographie, die Heinrici verfaßt hat —, und wie wenig hat sich entfaltet, wie vieles ist ohne Frucht abgefallen! Aber geblieben ist die geschlossene wissenschaftliche Persönlichkeit, der Theologe von seltener Vielseitigkeit mit strengen Anforderungen an die Studierenden und den strengsten an sich selbst. Seine Dogmatik wurde scholastisch; aber in der Exegese und in den Uebungen des Seminars konnten die Studierenden Ausgezeichnetes von ihm lernen. In dem letzten Jahrzehnt seiner Wirksamkeit trat ihm Dorner zur Seite, der Führer der Vermittelungstheologie, der Versöhner Hegels und Schleiermachers auf Hegelscher Grundlage. Seine Zeit fiel in die Jahre des Niedergangs der Fakultät, und er vermochte ihn nicht aufzuhalten. Als er nach Berlin berufen wurde, war die Mission, die seine Theologie für die deutsche Wissenschaft und Kirche hatte, bereits wesentlich erfüllt. Doch war es ihm vergönnt, noch einiges Bedeutende hier zu leisten und vor allem sich an der Ausbreitung seiner Theologie in England und Amerika zu erfreuen. Nach ihm trat Kaftan ein, und auch Pfleiderer, ursprünglich in eine andere Professur berufen, widmete seine Kraft immer ausschließlicher der systematischen Professur. In den letzten fünfundzwanzig Jahren hat die Religionsphilosophie, Dogmatik und Ethik ihre Signatur in Berlin durch diese beiden Theologen empfangen, mit denen während einiger Jahre von der Goltz zusammenwirkte. In Folge des Apostolikumsstreit hielt es aber die Regierung für nötig, der äußersten Rechten eine Konzession zu machen und neben Kaftan und Pfleiderer noch einen „positiven" Systematiker zu stellen. Die Fakultät erhielt den orginalen und tiefsinnigen Theologen Schlatter. Nach seiner nur kurzen Wirksamkeit trat Seeberg ein. Nach Pfleiderers Tode stellte die Fakultät, da ihr Troeltsch nicht gewährt wurde, den Antrag, die Professur in eine solche für allgemeine Religionsgeschichte umzuwandeln. Der Antrag wurde genehmigt und Lehmann aus Kopenhagen berufen.

Eine spezielle neutestamentliche Professur hat die Fakultät merkwürdigerweise erst im Jahre 1876 durch Berufung von Weiß erhalten. Bis dahin lasen nach Schleiermachers Vorgang zahlreiche Lehrer in ihrer Mitte auch über das Neue Testament, vor allem Twesten, dessen Lehrauftrag auch auf dieses Fach lautete. Daß das nicht ausreichte, liegt am Tage. In der großen Entwicklungsgeschichte der neutestamentlichen Kritik, die nach Schleiermachers Tode begann, hat die Berliner Fakultät Jahrzehnte lang keine Rolle gespielt! Erst durch Weiß und Pfleiderer hat sie auf diesem Boden Bedeutung erlangt. Neben Weiß ist in jüngster Zeit Deißmann getreten, und auch der Unterzeichnete hat sich an den Bemühungen um das Neue Testament beteiligt und regelmäßig alle vier Semester Neutestamentliche Einleitung gelesen.

Eine spezielle Professur für das Alte Testament wurde im Jahre 1826 als Extraordinariat errichtet und Hengstenberg übertragen. Schon nach zwei Jahren wurde er Ordinarius und hat bis zum Jahre 1869 an der Fakultät gewirkt. Durch Hengstenberg, den Alttestamentlichen Theologen, wurde die Berliner Fakultät die Hochburg der Unwissenschaftlichkeit im Alten Testament und in Hengstenberg, dem Herausgeber der „Evangelischen Kirchenzeitung", sah sie den Chef der kirchlichen Reaktion in ihrer Mitte. Im kirchlichen Kampfe gewachsen war ihm Niemand in der Fakultät. Wohl erkannte der alternde Schleiermacher, was die Zukunft von diesem Manne zu erwarten hatte; wohl hat Neander lautren Sinns wider den Geist der Evangelischen Kirchenzeitung öffentlich protestiert; aber da Twesten und Nitzsch — nur auf sie kam es schließlich an — Vermittelungstheologen waren, hatte Hengstenberg leichtes Spiel. Als nach seinem Tode Dillmann berufen wurde, begrüßte ein hervorragender Theologe diese Ernennung mit den Worten: „Es geschehen noch Zeichen und Wunder." Erst Dillmann hat die Wissenschaft vom Alten Testament in Berlin wirklich eingebürgert; denn Vatke, der geniale Kritiker, war ein fast wirkungsloser Prediger in der Hengstenbergschen Wüste. Nach Dillmanns Tode trat Bäthgen und nach dessen kurzer Wirksamkeit Graf Baudissin ein.

Die Kirchengeschichte hat in Neander, „dem letzten Kirchenvater", 37 Jahre lang einen Meister besessen. Niemand hat würdiger von ihm gesprochen als sein großer Rivale F. Chr. Baur. Neben Schleiermacher war er der berühmteste und geliebteste Lehrer in der Fakultät, ein Vater der Studenten und ein Förderer jeglichen jungen Talents. Seine Schranken als Historiker liegen am Tage, aber seine Verdienste lassen sich nicht leicht überschätzen! Wir Kirchenhistoriker leben noch alle von der Arbeit Neanders und am meisten dort, wo wir es nicht wissen. Die Wahl seines Nachfolgers Lehnerdt war ein Mißgriff, Niedner, der ihm folgte, ein grundgelehrter Mann, aber in schwerfälligster Rüstung; doch haben wohl vorbereitete ältere Studierende viel von ihm gelernt. Beide Männer haben nicht lange gewirkt. Dann folgte für 23 Jahre Semisch ohne bedeutendere Wirksamkeit, doch soll seine ausgezeichnete Monographie über Justin, die freilich schon vor seiner Berliner Zeit erschienen ist, unvergessen bleiben! Semischs Nachfolger wurde im Jahre 1888 der Unterzeichnete.

Die praktische Theologie vertrat zuerst Strauß; die ihm persönlich näher getreten sind, haben ihm ein dankbares Andenken bewahrt. Von 1847—68 hat die Fakultät den bedeutendsten praktischen Theologen des vorigen Jahrhunderts auf dem Katheder besessen, Immanuel Nitzsch. Er war es, weil er auf Schleiermachers Schultern stehend, auch mit eigenen Augen sah und klare Anschauung mit begrifflicher Strenge verband. Seit 1858 trat ihm Steinmeyer zur Seite und entgegen, der als Prediger sowohl wie als Lehrer einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat. Sein theologischer Standpunkt war dem Hengstenbergs verwandt, aber durch eine unberechenbare Subjektivität gemildert. Steinmeyer konnte im einzelnen Fall große Freiheit walten lassen, weil er mit allem, was wirklich lebendig war und aus dem Innern quoll, mitfühlte. Neben Steinmeyer vertrat seit 1877 Kleinert die praktische Theologie und nach seiner Emeritierung ist nunmehr Mahling eingetreten.

Bis zum Anfang der dreißiger Jahre war die Berliner Theologische Fakultät durch Schleiermacher, Neander und Marheineke eine führende Fakultät. Das ist sie — über das letzte Drittel ihrer Geschichte erlaube ich mir in keinem Sinne ein zusammenfassendes Urteil — in den folgenden vierzig Jahren nicht mehr gewesen. Zwar gelang es Hengstenberg nicht, die Fakultät in das Schlepptau der Reaktion zu nehmen, aber auch ihr gelang es nicht, seinen Einfluß zu brechen, im Gegenteil — er war Jahrzehnte hindurch der stärkste Faktor. Doch hat es der Fakultät in keinem Jahrzehnt zwischen dem Anfang der dreißiger und der Mitte der siebziger Jahre an bedeutenden Lehrern gefehlt, die, von Hengstenberg geschieden, den Studierenden zu wirklicher Wissenschaft geführt haben. In dem ersten Jahrzehnt nach Schleiermachers Tode 1834—1844 waren es Neander und Twesten, in dem zweiten trat Nitzsch zu ihnen, in dem dritten (dem dunkelsten) waren es Nitzsch und Niedner,

in dem vierten Dorner und Dillmann. In dieser Zeit hat manche andere Fakultät, sei es an Geschlossenheit ihrer Wirksamkeit, sei es an Bedeutung ihrer Lehrer Berlin übertroffen.

Ich habe mich in dieser Skizze ganz wesentlich auf die Ordinarien beschränken müssen; dadurch ist sie unvollständig. Aber die 28 Ordinarien sind verhältnismäßig leicht zu übersehen; dagegen reichte meine Zeit nicht, um die Wirksamkeit der die Zahl 100 weit übersteigenden Extraordinarien und Privatdozenten zu verfolgen; auch gehört ihre Wirksamkeit nur zum kleineren Teil der Berliner Hochschule an. Piper hat die christliche Archäologie als eigene wissenschaftliche Disziplin begründet, Vatke die moderne Alttestamentliche Kritik, Gunkel ihre letzte Phase. Schaff hat die deutsche Theologie nach Amerika getragen. Philippi ist der Dogmatiker des modernen Luthertums in strengster Fassung geworden. Reuter und Karl Müller sind die bedeutendsten Kirchenhistoriker für das Mittelalter neben Hauck. Weingarten hat hier seine „Revolutionskirchen Englands" verfaßt. Sie alle und viele andere namhafte Theologen mit ihnen haben in Berlin gewirkt, die meisten hier ihre Laufbahn begonnen. Eine Pflanzschule künftiger theologischer Lehrer zu sein — diese Aufgabe hat sich die Berliner Theologische Fakultät nicht selbst gestellt, sondern sie ist ihr geworden. Sie wird sie auch ferner festhalten müssen. Möge es ihr nie an Lehrer fehlen, die neben der Sorge für die zukünftigen Diener der Kirche in der Heranbildung von Lehrern der theologischen Wissenschaft ihre Pflicht erkennen! Adolf Harnack

Die Kirchen auf!

Sind wirklich die Pfarrer diesem Wunsch im Wege, wie die verehrte Mitleserin in Nr. 35 andeutet? Meine Frage zeigt vielleicht, daß wir da draußen in der Auslanddiaspora die heimatlichen Verhältnisse eben doch nur aus der Ferne sehen und kennen. Jedenfalls täte es mir herzlich leid, wenn das mit der „Indolenz der Pfarrer in dieser Frage" sich so verhielte, und ich danke der Verfasserin des „Notschreis" — so sagt sie selbst — für ihr offenes Wort, gegen das sachlich kaum viel einzuwenden sein wird.

Nicht wahr, wir Evangelischen von heute sind tief davon durchdrungen, daß im religiösen Leben der Mensch ganz frei, ganz sein eigen, ganz seines Gottes sein dürfe und solle; daß hier, wenn irgendwo, der „Individualismus" der Modernen sein gutes Recht habe?

So sei nun Seele, deine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat.

Nun ist dies „für sich und mit Gott sein" wohl überall möglich: in der Straßenbahn, auf dem Bureau, am Mittagstisch, im Hörsaal. Aber sollen wir nicht dankbar sein, daß es Stätten gibt, die uns das heilige Fürsichsein leichter machen, als die Schauplätze der Tagesarbeit und des Weltgetriebes, Orte, die geweiht sind, nicht durch Priesterrecht, sondern durch die Sehnsucht und Bitte, den Dank und das Hoffen vieler Geschlechter, deren Kinder wir sind; stille Stätten, die über die wechselnden Gestalten des sie umgebenden Bauwerks als das Bleibende sich erheben, Sinnbilder des Ewigen, geheiligte Wohnstätten, aus denen uns Niemand vertreiben darf, wo wir „Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen" sind? Das soll doch dieser schöne Name, Gotteshaus, bezeugen: daß dies Haus Gott gehört und allen, die ihn suchen, und daß es eine Freistatt für die Seele sein soll, die zu sich selbst und ihrem Schöpfer kommen will. Darum: die Kirchen auf! Gerade auch in den Zeiten, wo die Menge nicht in die Gotteshäuser drängt, sondern an ihnen vorüberflutet. Hart am Strom öffnet sich eine stille Bucht. Raste dort! Dein Schifflein kommt noch schnell genug ans Ziel. Und wenn dich ruhelose Menschen verwundert fragen: Warum und wozu? — so hat Jesus die Antwort gegeben: Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist? Wir hätten die Geschichte vom Zwölfjährigen nicht, wenn der Tempel in Jerusalem am Ostermontag für acht Tage vom Tempelmesner wäre geschlossen worden. Nirgends konnte der Knabe Jesus so ganz allein sein, so ganz er selbst und so bereit für das Licht aus der Höhe, wie in den weiten, verlassenen Tempelhallen und zwischen den Quadern, aus denen die Geschichte der Vorzeit redete.

Auf die Kirchen! Der Doktor, der sich dort nur erbaut, „so lang nicht darin gepredigt wird", mag frei hineingehen auf dem Weg zu einem „schweren Fall", bei der Heimkehr von einer glücklichen Operation. Das Bildnis des „Mannes der Schmerzen", der vielgestaltig von Wänden und Altären her ihn anschaut, wird mit dem Kenner menschlicher Not manche verschwiegene Zwiesprache halten, und unsichtbar wird der wandellos Liebende ihn ans Krankenbett begleiten, ihm das Auge schärfen und die Hand stärken zum ernsten Kampf mit dem Schnitter Tod, zu einem edlen, mutigen Helfen, das über dem Leib die lebendige Seele nicht vergißt. Auch glaube ich bestimmt, daß ein Mann, dem an Werktagen die Kirche sich freundlich auftut zu stiller Einkehr, ganz von selbst dazu gelangen wird, am gemeinsamen Gottesdienst wieder teilzunehmen. Die Anschläge an den Kirchentüren sagen ihm davon; der Altar lädt ein, herzuzutreten; und sollte nicht die Kanzel in manchem redegewohnten Menschen von heute die Frage wecken: Was mag der Mann, der dort am Sonntag stehen wird, unserer Zeit zu sagen haben? ich will gehen und ihn hören, und wenn es ihm ein heiliger Ernst ist, will ich wohl auch wiederkommen. So wird der Werktag dem Sonntag helfen, und die Gemeinde wird — durch offene Kirchen — einen Teil ihrer versprengten Glieder wieder an sich ziehen.

In der württembergischen Landeskirche, aus der ich stamme, wird seit Jahren stark auf die Aufhebung der „Wochengottesdienste", d. h. der an Werktagen in aller Frühe stattfindenden kurzen Andachten hingedrängt. „Wegen der paar alten Mütterlein, die noch kommen", will man die Einrichtung nicht aufrecht halten. Es gibt Pfarrer, die einen weniger radikalen Weg für möglich halten. Immerhin: möge der amtierende Geistliche wegbleiben, möge selbst die Orgel verstummen in jenen Frühstunden, — sollen nicht die Kirchen offen bleiben, da sie es bisher schon waren, damit diejenigen, die eine halbe Stunde nicht mehr glaubten erübrigen zu können, wenigstens für einige Minuten das Tagesgeschäft liegen lassen, um es, im Herzen geheiligt, klaren Auges wieder anzutreten?

Freilich werden wir Manches zu ändern und zu bessern haben, sollen „offene Kirchen" dem, der sie sucht, wirklich dienen, ihn mit stiller Schönheit und weihevollem Frieden umfangen, wenn er hereintritt. Die „Wächter am Heiligtum", die Mesner und Küster, die Glöckner und Beschließer werden für Stille sorgen müssen und selber den Respekt vor Gottes Haus zuweilen etwas besser bekunden dürfen. Auf einer Reise durch die Heimat besuchte ich die Sebalduskirche in Nürnberg und das schöne Gotteshaus auf dem Lutherplatz in Eisenach; ich weiß seinen Namen nicht mehr. Beidemal schrie mir der aufschließende Mesner seine Weisheit dermaßen in die Ohren, daß aller Duft und alle Weihe dahin war, geschweige daß neben diesen schlüsselrasselnden Potentaten Jemand hätte in die Stille gehen und mit dem Geist der Geschichte Zwiesprach halten können. Vielleicht gilt es in manchen Gegenden der evangelischen Welt für unfrei, zu schweigen an solchem Ort, solange nicht Orgel, Lied, Predigt, Gemeindegebet das Wort haben. Entsinnen sich die Besucher des Kongresses in Berlin des unglaublichen Getöses, mit dem das herrliche Kirchenkonzert in der Marienkirche und der Gottesdienst in der Jerusalemer Kirche vom Publikum eingeleitet wurden? Man meinte im Theater zu sein. In der Marienkirche warens wohl meist Amerikaner, die so vergnüglich schwatzten. „We are in the church", erlaubte ich mir einigen Damen hinter mir zu bedeuten. „Yes! You are right. We didn't think of it", war die freundliche Antwort. Aber die übrigen Bächlein plätscherten weiter, bis die erste Fuge erbrauste und sie verschlang. Noch ärger war es beim Festgottesdienst. Es war so, daß ich fast herausgegangen wäre. Einem Herrn, der mit seiner Frau am Ende der Bank saß, wagte ich, den Pfarrer erkennend, leise zu sagen: Könnte man nicht einen Küster bitten (würdig im Frack wandelten ihrer mehrere auf und ab),

daß er Ruhe schaffe? Mein Nachbar sah mich sehr erstaunt an und — plauderte laut und fröhlich weiter mit seiner Gefährtin, als säße er im Parterre hinter dem Orchester. — Respekt vor der Stille und dem Verlangen danach wäre also eine Vorbedingung für „offene evangelische Kirchen." Traulichkeit, Würde, Schönheit, jene seelische Wärme, die aus den Werken und Gaben feinsinniger und frommer Menschen hervorschimmert, dies wäre das Andere, was not tut. Nicht alle Kirchen können, wie unser majestätisches Münster in Ulm täglich um 11 Uhr einer andächtigen Menge die Orgelwerke unserer deutschen Meister zu hören geben. Aber ein oder zweimal in der Woche ein Orgelvortrag bei offener Kirche, das wird an vielen Orten möglich sein. In Florenz haben wir damit begonnen, daß in dem deutschen Kirchlein am Arnostrand zweimal an Werktagen die kleine aber gute Orgel gespielt wurde. Gesangbücher liegen in den Bänken: deutsches Gut aus Elsaß-Lothringen, das sich trefflich bewährt hat. Zuweilen treten eingeborene Katholiken ein, knieen hin, verrichten ihr Gebet und gehen still davon. Unsere Gotteshäuser sollten so gehalten sein, daß auch ein Katholik empfindet: Hier sind Christen zu Hause. Es gibt aber im Süden Kirchensäle von ausländischen Evangelisationsgesellschaften, die entbehren so völlig jeden Schmuckes und jeden Symbols, daß sie mit ihren offenen Rednertribünen eher politischen Versammlungslokalen als christlichen Bethäusern gleichen. Wo gar die beiden Gesetzestafeln in Riesenbuchstaben rechts und links von der Kanzel drohen, das Kreuz aber verpönt ist, dort kann erst die Vorlesung des Evangeliums einem die Gewißheit geben, daß hier Kinder des Neuen Bundes zusammenkommen.

Wie in allen Sachen dieser Welt wird bei der Frage nach offenen Kirchen das Geld nicht vergessen werden dürfen. Viele hunderte von Gemeinden sind so reich, daß der kleine Uebersold für den Küster sie nicht drückt. Andere können vielleicht dafür eine Extrakollekte halten. In unserer Auslandgemeinde, die noch viel Schulden und wenig Mittel hat, haben wir zunächst durch praktische Proben zu erkennen gesucht, welche Tagesstunden die passendsten wären, und haben dann durch ein kleines Extrahonorar den Kirchendiener vermocht, täglich zu bestimmten Zeiten in der offenen Kirche seinen Wächterdienst zu tun. Das sei nur erwähnt, um zu zeigen, daß, wo ein Wille, da auch ein Weg ist. Wo der Wille, ja die Sehnsucht nach offenen Kirchen sich in der Gemeinde so mächtig regt — und gewiß teilen viele Pfarrer dieses Empfinden und Verlangen, wie der Schreiber dieser Zeilen es teilt —, da dürfen die Pfarrer und Vorsteher nicht dawiderstehen, dürfen nicht formalistische oder gar theologische Hindernisse aufbauen. Das Leben ist stärker als die Theorie. Schmiedet das Eisen, so lang es noch warm ist. Sammelt die Wasser, ehe sie sich verlaufen!

Florenz — Eugen Lessing

Verschiedenes

Wer antwortet? Der Herausgeber erhielt folgenden Brief:

„Schon zu wiederholten Malen habe ich mit großer Freude Artikel in der Christlichen Welt gelesen, namentlich solche, in denen der Christenheit zugerufen wurde, sich ihrer Verantwortlichkeit für die Gestaltung des öffentlichen, des gemeinschaftlichen Lebens besser bewußt zu werden und als Salz und Licht in der Welt zu wirken. Mehr von diesem Geist haben wir auch in unsern Christlichen Vereinen junger Männer nötig. Um ihn zu wecken, veranstalten wir in dem Verein, in dem ich Mitglied bin, seit etwa drei Jahren sogen. »Soziale Abende« mit Musik und Vorträgen über Fragen des Zusammenlebens, die bisher je von 120—150 jungen Leuten im Alter von 18—28 Jahren — dem Handels-, sowohl als dem Handwerkerstand angehörend — besucht waren. Dabei mangelten uns aber stets passende Lieder zum gemeinsamen Singen vor und nach dem Vortrag, d. h. solche Lieder, welche eben diesen Gedanken und Gefühlen der Zusammengehörigkeit und des gemeinsamen Strebens nach mehr Gerechtigkeit und Brüderlichkeit Ausdruck geben. So viel ich mich auch darnach umgesehen habe, so habe ich doch in deutscher Sprache nur ganz Weniges finden können. Denn während sich die Dichtungen von sozialen Dichtern wie Freiligrath, Moritz v. Stern oder aus neuerer Zeit Arno Holz und Anderen nicht zum Singen eignen und auch zu wenig religiös inspiriert sind, so reden die Dichter der Gesangbuchlieder fast alle in der ersten Person der Einzahl und sprechen nur die Sehnsucht der einzelnen Seele nach Frieden und Erlösung aus, nicht aber das gemeinsame Sehnen nach Erlösung des ganzen Volkes und des Lebens der Völker. Bei diesem mehr oder weniger ergebnislosen Suchen kam mir der Gedanke, daß vielleicht Ihnen, hochgeehrter Herr, Lieder der geschilderten Art bekannt sind, und ich habe mir daher die Freiheit genommen, Ihnen zu schreiben, um Sie zu bitten, mir zutreffendenfalls diese Lieder, oder die Sammlungen, in denen sie zu finden sind, zu nennen. Da ich von den englischen Men's meetings her weiß, welche herzenverbindende und gewissenerweckende Wirkung ein solches gemeinsam gesungenes, gemeinsamen Idealen kräftigen Ausdruck gebendes Lied haben kann, so wäre ich Ihnen sehr sehr dankbar, wenn Sie uns in unserm Suchen helfen könnten."

Wer antwortet? — R

Wilhelm von Humboldt in seinen Briefen. Ausgewählt und eingeleitet von Professor D. Karl Sell. Mit zwei Bildnissen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909. 164 S. Gebunden 2 Mk.

Das nahe bevorstehende Berliner Universitätsjubiläum wird Humboldt wieder in das allgemeine Gedächtnis zurückrufen, den Gründer der Universität und größten preußischen Kultusminister, der zugleich als Genius der Sprach- und Geschichtsphilosophie wie als verständnisvoller Freund unserer großen Dichterfürsten unserm Volke Unvergängliches gegeben hat. War er bisher selbst bei den „Gebildeten" nicht eigentlich populär, so bringt der vorliegende siebente Band der trefflichen Sammlung „Deutsche Charakterköpfe" ihn weitesten Kreisen nahe. Von der glücklichen Hand des Bonner Kirchenhistorikers geleitet, sehen wir einen Teil der Schätze vor uns ausgebreitet, die in Humboldts Briefen an seine Caroline, an Schiller, Goethe, F. H. Jacobi, Forster, Stein u. A. noch allzu sehr schlummern. Von all den großen gedruckten Briefserien konnten freilich nur kleine Proben gegeben werden; aber sie bieten doch im Verein mit den erklärenden Bemerkungen Sells ein in sich zusammenhängendes Bild seiner Persönlichkeit und einen Spiegel seiner ungewöhnlich reichen Zeit. Viele werden von da aus weiter greifen zu dem Briefwechsel mit Caroline oder zum mindesten, wenn sie so weit noch nicht gekommen waren, zu den Briefen an die Freundin und an Schiller, oder auch zu dem früher empfohlenen Bändchen „Universalität" in den „Erziehern zu deutscher Bildung".

Stephan

Friedrich Nietzsches Briefe an Peter Gast. Herausgegeben von Peter Gast. Leipzig, Insel-Verlag 1908. 565 S. 9 Mk., gebunden 10 und 12.

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft. Von C. A. Bernoulli. Jena, Diederichs 1909. Zwei Bände je 9 Mk.

Ibsen, Björnson, Nietzsche. Individualismus und Christentum. Von Heinrich Weinel. Tübingen, Mohr 1908. 244 S. 3 Mk.

Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. Erklärt und gewürdigt von Hans Weichelt. Leipzig, Dürr. 326 S. 5 Mk., gebunden 6,20.

Die Briefe Nietzsches an Peter Gast (H. Köselitz) gehören zu den interessantesten Dokumenten aus dem Leben Nietzsches. Wer Nietzsche als Persönlichkeit kennen lernen will, tut gut, einmal diesen Briefband von 400 Seiten im Zusammenhang zu lesen. Das Elend, das Nietzsche zu tragen hatte: körperliche Schwäche und Schmerz, Verlegernot u. s. f. tritt ebenso hervor wie die Tapferkeit, mit der er es überwand, seine lebhafte geistige Tätigkeit und Verarbeitungskraft ebenso wie seine stolze Selbstschätzung, die sich nur zuletzt zu schrillen Tönen steigert. Ganz besonders sympathisch berührt wird man sich fühlen von der ungemein wohltuenden freundschaftlichen Art, die Nietzsche von Anfang bis zum Ende gegen diesen treuesten seiner Freunde beweist. Das Bekenntnis, das Nietzsche über die Musik von Peter Gast unermüdlich ablegt, z. B.: „ich habe durch Nichts so viel Wiedergeburt, Erhebung und Erleichterung erfahren wie durch Ihre Musik" ist aber sicher viel mehr als freundschaftliche Schonung. Nietzsche hat sich in seinen Entdeckungen selten vergriffen. Wie er zu den ersten Verehrern Schopenhauers und Wagners gehörte, so war er es, der für sich Stendhal und Dostojewsky fand und manchen Andern. Sollte er sich in Bezug auf Peter Gasts Musik so völlig geirrt haben? Und noch sind dessen Werke ganz oder so gut wie ganz unbekannt! — Auch dies geht aus diesen Briefen hervor, daß Peter Gast es vortrefflich verstanden haben muß, dem so überaus empfindlichen Nietzsche wohlzutun. Das wird man ihm immer lebhaft danken müssen. Eine Herausgabe der Briefe Gasts an Nietzsche wäre — auch nach den gelegentlichen Zitaten — ebenfalls freudig zu begrüßen.

Das Overbeck-Nietzsche-Buch gehört kaum weniger zu den Dokumenten, die jeder gelesen haben muß, der über Nietzsche mitreden will. Das Material, das hier beigebracht wird, ist erstaunlich umfangreich und eine notwendige Ergänzung zu dem Material, das von Seite der Schwester Nietzsches veröffentlicht worden ist. Der reiche Stoff macht das Buch immer interessant, auch wo es sich in Weitschweifigkeiten und Kleinigkeiten, vielleicht gelegentlich auch Kleinlichkeiten verliert. Daß dies Buch im ausgesprochenen Gegensatz zum Nietzschearchiv entstanden ist und daß ein lebhafter Streit darüber entbrannt ist, weiß man aus den Zeitungen. Der ruhige Beurteiler muß Bernoulli für seine Gabe dankbar sein. Die besondere, bedeutsame Beleuchtung, in die er Nietzsche bringt, fordert jedenfalls zu gründlichster Prüfung heraus.

Das Buch von Weinel kommt hier in Betracht, insofern es von Nietzsche handelt. Es stellt ihn unter den Gesichtspunkt: „Kritik des Individualismus am Christentum". Damit ist natürlich Nietzsche nur von einer Seite her erfaßt, und wer Nietzsche nur aus Weinels Buch kennen lernen wollte, der würde ihm nicht gerecht werden und auch nicht alles das lernen, was wir aus Nietzsche lernen können und

sollen. Aber der Verfasser redet für solche Leser, die durch Nietzsches Kritik am Christentum beeinflußt sind, und zugleich für solche Leser, die von Nietzsches Kritik am Christentum lernen wollen. Für sie hat er das Material der Polemik Nietzsches so vollständig beigebracht, wie es meines Wissens sonst nirgends zu finden ist, es übersichtlich und sachgemäß geordnet und im Einzelnen mit einer Antikritik versehen, die viele wertvolle Gedanken und energische Antithesen enthält. Dabei ist das Büchlein, wie von Weinel nicht anders zu erwarten ist, lebhaft und anregend geschrieben.

Ein in seiner Art auch recht dankenswertes Buch ist das Buch von Weichelt. Es gibt zunächst in dem weitaus größeren Teil eine Paraphrase der Zarathustragedanken, die ja wohl da und dort kritisiert werden kann, aber doch jedem Leser des Zarathustra willkommene Dienste leistet. Der zweite Teil zeigt gelegentlich ein wenig stark den Philologen. Aber was bei dieser philologischen Bearbeitung herauskommt, ist doch immer lehrreich. Wir erwähnen besonders die gründlichen Ausführungen über die Bibelzitate im Zarathustra, die deutlich zeigen, daß Nietzsche über eine sehr oberflächliche Bibelkenntnis, die weit hinter der unsrer Klassiker zurückbleibt, nicht hinausgekommen ist. Die letzten Abschnitte enthalten viel kritisch sehr Wertvolles, und das zuletzt angefügte persönliche Bekenntnis zeigt in versöhnlichster Weise, wie philologisch gründliche Behandlung des Stoffes sich mit lebhaftester innerer Anteilnahme verbinden kann. Rittelmeyer

Luther in den Wandlungen seiner Kirche. Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus, Heft 1. Von H. Stephan. Gießen, Töpelmann 1907. 136 S. 2,60, gebunden 3,50 Mk.

Wie hat die protestantische Welt über Luther geurteilt? Darauf gibt Stephans Buch eine dogmengeschichtlich sehr sorgsam herausgearbeitete Antwort. Er geht aus von der Reformationszeit selbst, behandelt die Orthodoxie, den Pietismus, die Aufklärung, Romantik, die theologischen Richtungen der Gegenwart bis auf Troeltsch oder die Mystiker Kalthoff und Büttner. Sie alle haben Luther durch die Brille ihrer Zeit gesehen: in der ersten Periode verehrt man den großen Deutschen, dann den Professor der Dogmatik, man preßt ihn in die dogmatischen Begriffe und verehrt gar seine Reliquien, der Pietismus umgekehrt kritisiert den starren Dogmatismus, nicht minder auch die Weltfreudigkeit Luthers, die Aufklärung schätzt den Papstbekämpfer, den Hausvater, Erzieher und Staatsbürger, versteht aber ganz und gar nicht das Zentrum, seine Religiosität, den Rechtfertigungsbegriff. Luther hat „der menschlichen Vernunft wieder ihr Recht gegeben“, heißt es. Die Wandlung kommt dann mit den Idealisten; die Romantiker wieder verstehen Luther gar nicht, auch Schleiermacher weiß nichts von ihm zu lernen, wie viel dann aber Ritschl, den Troeltsch wiederum korrigiert! Stephan hat ausgezeichnete Quellenauszüge mitgeteilt, die unerschöpfliche Geisteskraft unseres Reformators aber bricht siegreich durch. Was für ein Gewaltiger war doch der, der seine Nachwelt so wunderbar in seinen Bann zwang und noch zwingt! Einem solchen Heros hat doch schlechterdings der Katholizismus nichts an die Seite zu stellen, auch nicht einen Loyola, geschweige einen Borromäus! Walther Köhler

Kleine Mitteilungen. Daß wir heut eine „dänische Predigt“ veröffentlichen, hat besonderen Anlaß. Wir wurden von einem Leser, der Kenntnis von der Ausweisung des Kopenhagener Pastors Albeck aus Nordschleswig erhalten hatte, aufgefordert, uns um diesen Fall zu kümmern und womöglich über den Inhalt der von Albeck auf nordschleswigschem Boden beabsichtigten Ansprache zu berichten. So schwierig uns der Auftrag schien, versuchten wir doch ihn auszuführen, und kamen wirklich in den Besitz der dänischen Niederschrift der ungehaltenen „Predigt“. Nachdem wir sie verdeutscht haben, mag sie sich durch sich selber rechtfertigen. Den ganzen Fall hier zu erörtern dürfen wir uns ersparen, da unserm Blatte heut Nr. 2 der Grenzmarken-Korrespondenz beiliegt. — Wir bemerken ausdrücklich, im Verfolg unsrer Bemerkung Nr. 37 Sp. 884, daß diese Grenzmarken-Korrespondenz in keinerlei organischer Beziehung zu der Christlichen Welt steht. Es steht auch jeder politischen Gegnerschaft nach unsren Geschäftsmaximen frei, Beilagen der Christlichen Welt mit auf den Weg zu geben, so viele sie wollen. — Einen (so weit das jetzt möglich ist) abschließenden Artikel zur deutschen Nordmarkfrage sind wir den Lesern der Christlichen Welt doch schuldig. Er folgt in einer der nächsten Nummern.

Am 27. und 28. September hat in Nürnberg zum elften Mal eine Zusammenkunft von Freunden der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz stattgefunden, zahlreich besucht und unter lebendigster Teilnahme der Anwesenden. Troeltsch sprach über „Glaube und Geschichte“ in zweistündiger Rede, indem er höchst anschaulich und eindrucksvoll die Gedanken popularisierte, die er in dem gleichbetitelten Artikel des Mohrschen Lexikons („Die Religion in Geschichte und Gegenwart“) niedergelegt hat. Was Rittelmeyer uns bot in Beantwortung der Frage: Was fehlt der „modernen Theologie“? innig und tapfer zugleich, werden die Leser demnächst in der Christlichen Welt lesen. Der historische Boden, auf dem wir standen, die Schönheit der Kunst, die uns von allen Seiten grüßte, und die kirchliche Gegenwart mit ihrem Ernst und ihrer Freudigkeit, die uns die Herzen immer wieder bewegte, machten dieses Beisammensein zu einem besonders erquickenden. Ich denke, wir sind alle neu gestärkt zu unserm Tagewerk heimgekehrt. Die (nicht vollständige) Präsenzliste gab folgenden Nachweis über den Besuch: 120 aus Bayern, 29 aus Württemberg, je 12 aus Preußen, Sachsen und Thüringen, je 5 aus Baden und der Schweiz, 3 aus dem Elsaß, 2 aus Hessen, 1 aus Braunschweig, 1 vom Ausland; zusammen 202, darunter 32 Frauen. — Die nächste Tagung soll schon in der Osterwoche 1911 zu Basel oder Schaffhausen stattfinden. Für die Hauptversammlung der Freunde ist Eisenach in Aussicht genommen, zur gewohnten Herbstzeit. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Gießen. Mittwoch 12. **nicht** 19. Oktober 8 Uhr pünktlich im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Leonardo da Vinci und sein Martyrium. Pfarrer Käbel-Frankfurt a. M.

Nordhausen. Mittwoch 26. Oktober 1/25 Uhr in der Hoffnung: Was wollte Jesus? Pastor Fritze.

Versammlungskalender

2.— 7.	Oktober	Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
6.— 8.	„	Deutscher Kolonialkongreß Berlin
10. 11.	„	Kursus zum Studium des Alkoholismus Düsseldorf
11. 12.	„	Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft Düsseldorf
13.—21.	„	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
16.—19.	„	Kursus zum Studium der Alkoholfrage Colmar i. E.
24. 25.	„	Theologischer Kursus Jena
25. 26.	„	Nederlandsche Protestantenbond Zwolle
13. 14.	November	Deutscher Sittlichkeitsverein Posen

Die Verlobung unserer Tochter **Johanna** mit Herrn Amtsrichter **August Hufschmidt** in Cleve zeigen wir hierdurch an.

Gymnasialdirektor
Dr. **Ludwig Martens**
und Frau **Hedwig** geb. **Rassow**
Duisburg, im September 1910

Junges Mädchen, 16 jährig, sucht familiäre Stellung in ländlichem Pfarrhause Norddeutschlands als
Hülfe der Hausfrau,
ohne gegenseitige Vergütung. Näh. Ausk. durch **J. Reimpell, Lübeck,** St. Annenstraße 4.

Prediger-Gesuch

Jüngerer Theologe, freisinniger Richtung, mit abgeschlossener Staatsprüfung, für unsere Gemeinde als **2. Prediger** gesucht. Anfangsgehalt 3000 Mark mit späterer Pensionsberechtigung. Meldungen mit Lebenslauf an unseren 1. Vorsitzenden, Fabrikant **G. Rochow, Louisenstr. Nr. 9,** erbeten.

Deutschkath. (freireligiöse) Gemeinde Offenbach a. Main

Für einen 14 jährigen Knaben wird Einzelerziehung und Unterricht am liebsten in einem ländlichen Pfarrhause gesucht.
Nachricht durch Pfarrer **Begemann, Hann. Münden.**

Tüchtiger Gemeindehelfer, 36 Jahre, musikalisch, **sucht passende Stelle,** am liebsten in großer Gemeinde. Offerten unter **B W** an den Verlag.

Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.
Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr
Einzelheft 75 Pf.
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung
Georg D. W. Callwey, München.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis. Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Einladung

Die **Sächsische Kirchliche Konferenz** hält ihre Herbstversammlung **Mittwoch den 12. Oktober vormittags $^3/_4$11 Uhr in Chemnitz i. S.** im Saale der Freimaurerloge, Brauhausstraße 14 ab.

Herr Professor D. Guthe-Leipzig wird sprechen über: Wer hat den Religionsunterricht in der Volksschule zu erteilen, der Staat oder die Kirche? Und Herr Gymnasialoberlehrer Dr. Hennig-Leipzig über: Läßt sich in der Volkschuljugend religiöses Verständnis des kleinen Kathechismus Luthers wecken?

Zu zahlreicher Beteiligung ladet herzlich ein

Der Vorstand der Sächsischen Kirchlichen Konferenz
D. Meyer
d. Z. Vorsitzender

Zu kaufen gesucht:

Brief des Pastors zu XXX an den neuen Pastor zu XXX. Aus dem Französischen 1773. 26 oder 32 S.

Zwo wichtige bisher unerörterte Biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. Lindau am Bodensee 1773. 16 S.

Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes verdeutscht durch Dr. C. Fr. Bardt. Gießen 1774. VII S.

Hauck: Realenzyklopädie. 3. Aufl.

Berlin SW. 68 **Georg Nauck**

Antiqu.-Katalog Nr. 98 bitte zu verlangen.

Lebensberuf

Der **Rheinisch-Westfälische Diakonieverein** bildet ernstgesinnte evang. Töchter und kinderlose Witwen gebildeter Stände i. A. v. 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Kranken-, Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Geprüften Kindergärtnerinnen kann $^1/_2$ Jahr der Ausbildung erlassen werden. Während der Ausbildung bei guter Führung Taschengeld. Invaliditäts- und Alterspension. Aufnahme 1. April und 1. Oktober. Anfr. m. Rückporto an den Vorsitzenden **Pfarrer Heim in Lennep,** Rheinpreußen.

Das Töchterheim des Ev. Diakonievereins **Cassel-Wilhelmshöhe,** Lindenstraße
Heim für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung
Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf,** und die Leiterin **Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe.**

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack, Schuster, Titius**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

35. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern. 18 Mark

Nr. 20. Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, herausgegeben von Herzog-Hauck (Titius) — Arnim, Die politischen Theorien des Altertums (Pohlenz) — Pfister, Der Reliquienkult im Altertum (v. Dobschütz) — Mainzer, Ueber Jagd, Fischfang und Bienenzucht bei den Juden in der tännäischen Zeit (Bischoff) — Wünsche, Aus Israels Lehrhallen (Bacher) — Funk, Die Entstehung des Talmuds (Fiebig) — Dobschütz, Die Tessalonicher-Briefe (Hans Windisch) — Könnecke, Emendationen zu Stellen des Neuen Testaments (Hans v. Soden) — Kellner, Tradition, geschichtliche Bearbeitung und Legende in Behandlung der Chronologie des apostolischen Zeitalters (C. Clemen). — Goguel, L'Eucharistie, des orgines à Justin (Lobstein) — Rauschen, Eucharistie und Bußsakrament; französische Ausgabe: L'Eucharistie et le Pénitence (Lobstein) — Reichardt, Die Briefe des Sextus Julius Africanus an Aristides und Origenes (Hennecke) — Bibliotheca hagiographica graeca ediderunt socii Bollandiani (Anrich) — Tractatus Fr. Thomae de adventu Fratrum Minorum in Angliam (Lempp) — Schlecht, Kilian Leibs Briefwechsel und Diarien (Bossert) — Gooszen, Heinrich Bullinger en de strijd over de Praedestinatie (W. Köhler) — Stählin, Sir Francis Walsingham und seine Zeit (Benrath). — Seeberg, Offenbarung und Inspiration (Vollrath) — Surbled, Die Moral in ihren Beziehungen zur Medizin und Hygiene (Ebstein) — Niebergall, Jesus im Unterricht (Bornemann) — Mitteilungen

---

Kaufmann, 30 Jahre alt, mit guten Zeugnissen sucht **Lebensstellung.** In den letzten Jahren als Buchhalter in mehreren Sanatorien und vor dieser Zeit je ca. 5 Jahr in einem großen landwirtschaftlichem Betriebe und einer Weberei als Expedient und Kontorist tätig gewesen. Im Buchhandel und Verlagswesen etwas erfahren, kann Stenographie und Maschinenschreiben. Gefl. Offerten unter **500** an den Verlag der Christlichen Welt.

Florenz **Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A,** frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.**

Gratis vers. Katalog über wirklich gute **Zucht- Lege- u. Rassehühner.** **M. Becker, Weidenau a. d. Sieg 125.** Tausende Anerk.

DIE
BLAUEN
BÜCHER
des Verlages KARL ROBERT Langewiesche in Düsseldorf suchen ihre Freunde unter den ernsten Männern und Frauen aller Richtungen, Parteien und Konfessionen unserer deutschen Gegenwart.
je Eine Mark 80 Pf.
in den guten Buchhandlungen gern
zur Ansicht!

Universität Jena
Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos
Universitätsamt.

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp.

Reform- Pflanzen-Nussbutter „Sanitas“
Bester, vegetabiler Süßrahm- Tafel- Butter-Ersatz
Viele Anerkennungen. Ein Versuch gibt dauernde Kundschaft. Preis 88 Pfg. pr. Pfd., Postpaket 82 Pfg. und Porto. Proben sowie ausführliche Preisliste über gesundheitliche Lebensmittel, alkoholfreie Weine u. s. w. gratis.
Reformhaus Max G. Duphorn, Marburg a. d. Lahn

---

ist jeder Versuch, die bewährten Marken **PALMIN** (Pflanzenfett) und **PALMONA** (Pflanzen-Butter-Margarine) durch unbekannte, billige Fette zu ersetzen. Palmin und Palmona werden seit vielen Jahren täglich in Millionen Haushaltungen verwendet; sie sind also erprobt und bewährt, sonst würden sie nicht den ausgezeichneten Ruf genießen, den sie von der feinsten bis zur einfachsten Küche besitzen. Darin liegt eine Garantie, die bei unbekannten Marken nicht geboten wird.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu fünf Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg (Natur und Bibel); Johs. Burmeister in Stettin (Theologischer Journal-Lesezirkel); Georg D W Callwey in München (Kunstwart); ein Prospekt der Firma Karl u. Max Frey in Wald, Rhld. (Blumenzwiebeln); und Grenzmarken-Korrespondenz Nr. 2